

Thijs / Haude (Hg.)

Grenzfälle

Transfer und Konflikt zwischen Deutschland, Belgien und
den Niederlanden im 20. Jahrhundert

AMSTERDAM GERMAN STUDIES

Forschungen - Berichte - Texte

Herausgegeben von
Nicole Colin
Carla Dauven-van Knippenberg
Ton Nijhuis

Wissenschaftlicher Beirat:

Josef Früchtl (Philosophie, Universität van Amsterdam),
Rolf Parr (Literatur- und Medienwissenschaft, Universität Duisburg-Essen),
Kiran Patel (Europäische und Globale Geschichte, Universität Maastricht),
Beate Rössler (Philosophie, Universität van Amsterdam),
Kati Röttger (Theaterwissenschaft, Universität van Amsterdam),
Paul Schnabel (Soziologie, Universität Utrecht / SCP, Den Haag),
Franziska Schößler (Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Universität Trier),
Frank van Vree (Medienwissenschaft, Universität van Amsterdam),
Irene Zwiap (Jüdische Studien, Universität van Amsterdam)

Grenzfälle

Transfer und Konflikt zwischen Deutschland, Belgien
und den Niederlanden im 20. Jahrhundert

Herausgegeben von
Krijn Thijs und Rüdiger Haude



SYNCHRON
Wissenschaftsverlag der Autoren
Synchron Publishers
Heidelberg 2013

Redaktion: Krijn Thijs und Rüdiger Haude

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.dnb.de>> abrufbar.

© 2013 Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren
Synchron Publishers GmbH, Heidelberg
www.synchron-publishers.com

Umschlaggestaltung: Dorothea Hein, Berlin

Titelbild: Grenzlandfest 1978, Hillensberg (Quelle: Gemeindearchiv Selfkant)
Beim »Grenzlandfest« in Hillensberg (Selfkant) werden gewohnheitsmäßig Schlagbäume
zerhackt, um auf die Überflüssigkeit und Lästigkeit der Grenze hinzuweisen.

Satz: Diana Kühndel, Berlin

Druck und Weiterverarbeitung: Strauss GmbH, Mörlenbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-939381-59-4

Inhalt

KRIJN THIJS / RÜDIGER HAUDE Der Arbeitskreis Deutsch-Niederländische Geschichte. Zur Einleitung	7
---	---

I. Besetzung und Gewalt

SEBASTIAN BISCHOFF (Berlin) Vom ›Kulturvolk‹ zum ›Abschaum der Menschheit‹. Belgien in der deutschen Kriegsöffentlichkeit 1914-1918	15
---	----

SVENJA WEERS (Antwerpen) Machterhalt durch Legitimitätserwerb. Die deutsche Militärverwaltung in Belgien während des Zweiten Weltkriegs 1940-1944	41
---	----

KATJA HAPPE (Freiburg) Die Geschichte der Judenverfolgung in den Niederlanden. Schwerpunktsetzungen innerhalb eines neuen Projekts	55
--	----

LAURA FAHNENBRUCK (Groningen) Ideale Partnerin oder Bedrohung des ›deutschen Blutes‹? Europäisierung, Partikularisierung und ›die niederländische Frau‹ in der Wehrmachtpropaganda	69
---	----

KRIJN THIJS (Amsterdam) ›Die müssen ein bisschen aufgemöbelt werden, die Holländer‹. Deutsche Feldpostbriefe aus den besetzten Niederlanden – eine Annäherung	85
---	----

II. Grenzräume und Transfers

ESTHER HELENA ARENS (Köln) Nur Schall und Rauch? Die Verlagerung des indonesischen Tabakmarkts von Amsterdam nach Bremen im Jahr 1959	111
---	-----

KRISTIAN MENNEN (Münster) Die Gralbewegung als Musterbeispiel für die Repertoirediskussionen in der Zwischenkriegszeit	123
BERNHARD LIEMANN (Gent/Münster) Living on the edge. Comparative research on German, Belgian and Dutch border towns at war (1914–1919)	141
RÜDIGER HAUDE (Aachen) »Ein gewisses Maß an »Anarchie«. Herrschaft und ihre Bestreitung an einer Staatsgrenze.....	149
 III. Erinnerung und Europa	
FROUKJE DEMANT (Amsterdam) A pact of silence. The social resettlement of Jewish survivors in the German-Dutch border region after World War II	169
KATHARINA GARVERT-HUIJNEN (Amsterdam) A success story? The German-Dutch postwar-relations and the foundation of European integration (1945–1973)	185
CHRISTINE GUNDERMANN (Berlin) Zur Re-Konstruktion des Opfers. Sakralierungs- und Feminisierungsstrategien in deutsch-niederländischen Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg	195
ILSE RAAIJMAKERS (Maastricht) A new European myth? The debate about Dutch-German commemorations of the Second World War in the Netherlands	213
BRITTA C. JUNG (Limerick/Groningen) Den »Wortnebel« durchstoßen. Jugendliteratur im Spiegel transnationaler Erinnerung	231
DIE AUTORINNEN UND AUTOREN	245

Krijn Thijs/Rüdiger Haude

Der Arbeitskreis Deutsch-Niederländische Geschichte

Zur Einleitung

Stellt man sich als Historiker der Aufgabe, seine eigene Geschichte zu erzählen, oder die seiner Projekte, befindet man sich sogleich in jener leicht paradoxen Situation der Subjekt-Objekt-Vermischung, die vielen Geschichtsschreibern gut bekannt ist. Sich über die Künstlichkeit der Selbsthistorisierung zu sorgen, dürfte gewiss eine Art Berufskrankheit unserer Zunft sein. Das ist nicht anders, wenn es um historische Arbeitsgruppen, Netzwerke oder Vereine geht, die sich ab einer gewissen Existenzdauer mit einer eigenen Geschichte auszustatten haben: Wann wurden wir wo und warum von wem gegründet? Die Frage stellt sich sogar dann, wenn es lediglich um ein recht loses Netzwerk von Nachwuchshistorikerinnen und -historikern in Deutschland und den Niederlanden geht, das nun aber immerhin vier Jahre existiert und die fünfte Tagung in Angriff nimmt, und überdies mit dem vorliegenden Band auch ein materiell greifbares Ergebnis in die Welt setzt. Die Zeit ist also reif für eine eigene Geschichte, und dieses Vorwort ist der geeignete Ort, um damit zu beginnen.

Die Frage nach dem Anfang führt nach Berlin. Ein Call for Papers von Christine Gundermann (Berlin) und Andreas Schneider (Gießen) brachte im Februar 2010 eine Gruppe von geschichtswissenschaftlichen Nachwuchskräften, die zu Deutschland und den Niederlanden im 20. Jahrhundert arbeiten, am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität zusammen. Das Thema des Workshops lautete »Deutsch-Niederländische Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Beziehungsgeschichte, Vergleich und Transfer«. Die meisten vorgestellten Projekte waren Dissertationsvorhaben in unterschiedlichen Stadien ihrer Vollendung. Bei diesem Treffen wurde schnell deutlich, dass ein starker Wunsch vorhanden war, die Arbeit an vergleichenden oder transnationalen Aspekten der Geschichte der beiden Nachbarländer stärker miteinander zu vernetzen, wie es schon im Call for Papers als Ziel formuliert worden war. Am Ende des Berliner Workshops stand daher die Gründung des »Arbeitskreises Deutsch-Niederländische Geschichte (ADNG)/Werkgroep Duits-Nederlandse Geschiedenis (WDNG)«. Ziel des Arbeitskreises war es fortan, Forschende auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften und benachbarter Disziplinen auch über die nationalen Zentren der deutsch-niederländischen Geschichtsforschung hinaus zu vernetzen. Mit Unterstützung des Duitsland Instituut Amsterdam und des Zentrums für Niederlande-Studien in Münster wurde das Projekt in Angriff genommen, gerade in die Breite der Forschungslandschaft zu gehen und auch

Projekte in der ›Diaspora‹ zu verknüpfen. Dabei sollten ebenso Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Belgien mit einbezogen werden.

Als Netzwerk will der Arbeitskreis in erster Linie die Kommunikation zwischen den beteiligten Forscherinnen und Forschern erleichtern, über gegenseitige Arbeiten informieren und die grenzüberschreitenden Projekte auch grenzüberschreitend diskutieren. Zu diesem Zweck betreibt der ADNG eine Mailingliste und einen Blog. Doch auch im digitalen Zeitalter bleibt das wichtigste Kommunikationsmittel die klassische Tagung, also die Abhaltung weiterer Workshops, von denen seit der Gründung drei stattgefunden haben: Im November 2010 in Maastricht (›Grensgevalen. Herinnering en transfer tussen Duitsland en Nederland in de 20ste eeuw‹); im September 2011 in Münster (›Vergleich – Transfer – Verflechtung. Deutschland, Belgien und die Niederlande im 20. Jahrhundert‹); und im September 2012 in Aachen (›Region – Europa – Nation? Kollektive Identitäten an Grenzen: Deutschland, die Niederlande und Belgien im 20. Jahrhundert‹). In den vier Workshops wurden insgesamt 31 Projektskizzen zur Diskussion gestellt. Wenn die Vielfalt der Themen und die Intensität der Diskussionen eines belegen, so ist es eine neue Lebendigkeit und Innovationsfreude im Forschungsfeld der deutsch-niederländischen Geschichte.

Und damit ist die Geschichte in die Gegenwart gelangt: Mit dem vorliegenden Band will der Arbeitskreis einen ersten Überblick über diese Forschungen anbieten. Wenn man bei aller Themenvielfalt doch einige orientierende Schneisen schlagen möchte, so scheinen sich in den verschiedenen Projekten zwei Trends abzuzeichnen. Ein erstes Merkmal vieler jüngerer Forschungsvorhaben ist die Aufweichung, oder besser die Ausweitung, der klassischen bilateralen deutsch-niederländischen Perspektive. Einerseits geht es hierbei oft um eine Einbettung des Binationalen in weitere geographische Zusammenhänge. Die gegenwärtig populären Erzählformen der Beziehungs-, Transfer-, und Verflechtungsgeschichte gehen über die beiden genannten Nachbarländer oft hinaus. Regionale Studien werden nicht selten um andere Beneluxländer oder Frankreich, vergleichend angelegte Projekten auch um britische, skandinavische oder mitteleuropäische Länder ergänzt. Insbesondere die Chancen und Grenzen des Dreiervergleichs mit Belgien werden im Arbeitskreis oft und prominent diskutiert; davon legt der vorliegende Band auch Zeugnis ab. Andererseits bedeutet die Aufweichung des rein bilateralen Blicks, der vor allem ein hauptstadtorientierter Blick war, selbst wenn er keine reine politische Geschichte intendierte, eine Aufwertung des Regionalen gegenüber dem Nationalen. Viele Projekte im ADNG befassen sich lokal- und regionalgeschichtlich mit dem Phänomen der nationalen Grenze, vergleichen Grenzstädte und Manifestationen staatlicher Gewalt oder Identitätspolitik in Abgrenzung zum Nachbarn. Auch die Verlagerung deutsch-niederländischer Begegnungen in koloniale Settings zählt zu dieser Flexibilisierung des räumlichen Rahmens, die manche jüngere Projekte im Arbeitskreis auszeichnet.

Zum Zweiten scheint sich mit der langsam wachsenden Distanz zum 20. Jahrhundert auch die Rückkehr der ›dunklen‹ Seiten der nachbarlichen Begegnungen in die deutsch-niederländische Geschichtswissenschaft abzuzeichnen. Bis

in die 1990er Jahre hinein waren historiographische Kooperationen oft von demonstrativen Verständigungsbemühungen und Versöhnungsnarrativen geleitet. Ähnlich wie in vielen anderen binationalen Historikerkommissionen sollten auf diese Weise Ressentiments abgebaut werden. Dass das deutsch-niederländische Verhältnis eine Entwicklung »vom Feind zum Partner« aufweise, wie der Titel des Standardwerks von Friso Wielenga aus dem Jahr 2000 formulierte, fasste die Interdependenz von Deskription und Performanz in der zeithistorischen Forschung auf griffige Weise zusammen.

Die in der ADNG/WDNG vertretenen Projekte legen demgegenüber wieder größeren Wert auf die Analyse der Konflikte selbst, weniger auf deren Überwindung – vielleicht auch, weil tatsächlich heute eine gewisse Gelassenheit im deutsch-niederländischen Verhältnis zu konstatieren ist. Das Pulverfass ist entschärft, so dass man sich auch wieder vom Feuer zu reden getraut. Vermutlich macht sich bei dieser Gelassenheit tatsächlich so etwas wie eine generationelle Prägung bemerkbar, gehört doch für viele der jüngeren Autorinnen und Autoren heutzutage die nachbarschaftliche Nähe zur alltäglichen Selbstverständlichkeit. (Sogar im Arkanbereich der traditionellen Feindschaft, dem Fußball, sind in den letzten Jahren die Fronten verblüffend opak geworden, was, vielen Millionen Sachverständigen zufolge, fast bis zum spielerischen Rollenverkehrung zwischen *Mannschaft* und *Oranje* gegangen ist – doch das beiseite.) Nun aber kann die gelungene bilaterale Normalisierung – häufig, aber nicht immer zu Recht, mit dem großen europäischen Erinnerungs- und Versöhnungsjahr 1995 identifiziert – historiographisch kaum länger Ziel und Ende der Geschichte sein. Es entstehen in Gegenwart und Zukunft neue Herausforderungen für beide Gesellschaften, und damit auch andere historische Erzählperspektiven. Neue Narrative werden entstehen, die das vergangene Jahrhundert anders modellieren, globale und europäische Kontexte drängen sich auf, die, aus der Gegenwart rückblickend, kaum länger bloß als Aufstiegsgeschichte erzählbar sind.

Wie dem auch sei, tatsächlich liegt nunmehr auch im Kontext der binationalen historischen Forschung, historiographischen Trends zum »Jahrhundert der Extreme« (Eric Hobsbawm) folgend, ein Schwerpunkt auf Missverständnissen, Konflikten und auch Kriegen. Das gilt verständlicherweise für den Ersten Weltkrieg, der Belgien in ein Schlachtfeld verwandelte und die Niederlande zwar nicht als »Teilnehmer«, aber doch als eingezäunte, ihrer Wirtschaftsbeziehungen beraubte und Kriegsflüchtlinge aufnehmende »Insel« involvierte. In noch stärkerem Maße gilt es für den Zweiten Weltkrieg und die einschneidenden Gewalt- und Besatzungserfahrungen. Mikrohistorische und akteurszentrierte Zugänge zeichnen auch auf transnationaler Ebene neue, präzisere und differenziertere Bilder dieser für alle Seiten so identitätsprägenden Epoche. Die Art, wie mit dieser belasteten Vergangenheit seit dem Ende der Besatzung umgegangen wurde, auch in gegenseitigen Neubeggnungen nach 1945, stellt einen weiteren Verdichtungspunkt deutsch-niederländischer Geschichtsforschung dar, wie sie sich in der ADNG/WDNG manifestiert. Auch dieses gedächtnisgeschichtliche Kapitel deutsch-niederländischer Historiographie ist durch langanhaltende Irritationen,

Empfindlichkeiten und Konflikte geprägt, die trotz aller Versöhnungsbemühungen bis weit in die 1990er Jahre, und nicht selten noch bis in die Gegenwart hinein, hartnäckig blieben.

Der vorliegende Band präsentiert einen Querschnitt durch die in der ADNG/WDNG repräsentierten Forschungsarbeiten. Es geht dabei also um »Grenzfälle« in doppeltem Sinne: Er bündelt hohe Sensibilität für transnationale Raumbezüge mit starkem Interesse für die konflikthafter Extremisituationen in den bilateralen Gefügen im 20. Jahrhundert. Das Kriterium für die Auswahl der Texte war nicht inhaltliche Vollständigkeit oder möglichst breite thematische Streuung, sondern das Vorliegen fortgeschrittener Werkstattberichte aus innovativen Projekten. Die Bandbreite der Themen und Aspekte ist dementsprechend groß, ohne dass damit ein umfassender Überblick über die deutsch-niederländische Geschichte angestrebt wäre. Im Gegenteil, es wäre ein leichtes, fehlende Dimensionen auszumachen: Als eng verflochtener Wirtschaftsraum, wofür der Rhein als transnationale Verkehrsader emblematisch ist, bleibt die Region hier völlig abwesend, und auch die diskursiv wichtige Arena der sportlichen Begegnungen fehlt. Ebenso wenig finden sich in diesem Band die reichen Transfers und Verflechtungen im Bereich der populären wie der »Hochkultur«, obwohl darauf ausgerichtete Projekte im Portfolio der Arbeitsgruppe durchaus vertreten sind. Schließlich wird der Zeitraum des 20. Jahrhunderts von den hier veröffentlichten Beiträgen nicht gleichmäßig abgedeckt, vielmehr liegt – gemäß den oben geschilderten Forschungsschwerpunkten – ein starkes Gewicht auf den Weltkriegen und der darauf folgenden Nachkriegszeit.

Wir haben die Aufsätze dieses Bandes in drei sehr lose chronologisch geordneten Kapiteln zusammengefasst, die den vorstehenden Überlegungen Rechnung tragen. Im ersten mit »Besatzung und Gewalt« überschriebenen Kapitel liegt der Schwerpunkt auf den zwischenstaatlichen Konflikten in der ersten Jahrhunderthälfte. Sebastian Bischoff (Berlin) eröffnet den Abschnitt mit einer Studie der Wahrnehmung und kulturellen Konstruktion Belgiens in der deutschen Presse 1914–1918. Er zeigt insbesondere die Verschränkung der nationalen Stereotypisierungen mit Diskursen über Konfessionen, Klassen und Gender auf, wofür er das Konzept der »Exteriorisierung« elaboriert. Kontinuitätslinien vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg tastet Svenja Weers (Antwerpen) für die deutsche Militärverwaltung in Belgien nach 1940 ab. Sie arbeitet mit Nachlässen leitender Verwaltungsbeamter und präpariert die Ambivalenz der Besatzungsadministration zwischen Gewaltausübung und der Suche nach Akzeptanz heraus. Drei weitere Aufsätze beschäftigen sich mit der deutschen Besatzung der Niederlande. Katja Happe (Freiburg) stellt das neue DFG-Projekt zur Judenverfolgung in den Niederlanden vor, das vor allem den bisher unterbelichteten Aspekt der Verhältnisse zwischen niederländischen Behörden und deutschen Dienststellen in Berlin und vor Ort in den Blick nimmt und dabei auch die Rolle der niederländischen Exilregierung sowie der internationalen jüdischen Hilfsorganisation einbezieht. Laura Fahnenbruck (Groningen) und Krijn Thijs (Amsterdam) nehmen in ihren Beiträgen die Perspektive einfacher Wehrmachtsoldaten ein, wobei sie bisher

vernachlässigte Quellenstränge erschließen: Fahnenbruck wertet »Tornisterschriften« aus, mit denen die Soldaten auf ihren Einsatz im Ausland vorbereitet wurden; dabei fokussiert sie auf die widersprüchliche Darstellung der stereotypen niederländischen Frau in der Wehrmachtpropaganda, an der sie die Flexibilität diskursiver Grenzkonstruktionen aufzeigt. Thijs demonstriert mit seiner Analyse von Feldpostbriefen, wie das aus solchen ideologischen Zurüstungen und eigenen Erfahrungen vor Ort konstruierte Bild der Niederlande von den Soldaten in die Heimat zurückgespiegelt wurde. Er betont den korrigierenden Wert dieses Quellentyps gegenüber der teleologisch verzerrten Konstruktion rückblickender Erinnerungen.

Im zweiten Kapitel geht es um »Grenzräume und Transfers«. Die dort versammelten Aufsätze tragen niederländisch-deutsche Grenzfälle mit unterschiedlichsten Raum- und Zeitbezügen bei. Esther Arens (Köln) hat sich mit der 1959 von Amsterdam nach Bremen verlegten indonesischen Tabakbörse eine ökonomische Akteursebene als Untersuchungsgegenstand gewählt, wobei sie, noch genauer gesprochen, eine Ding-Geschichte des Tabaks im postkolonialen Setting schreibt, die zu einer Spurensuche an weit entfernten Lokalitäten führt. Kristian Mennen (Münster) beschäftigt sich mit der katholischen »Gralbewegung« der Zwischenkriegszeit, die im niederländischen Bistum Haarlem entstand und in den 1930er Jahren auch auf Deutschland ausstrahlte; dabei betont er für solche Transfers die ideologieübergreifende Adaptivität von performativen Repertoires in dieser Zeit. Bernhard Liemann (Münster/Gent) stellt sein Projekt eines Vergleichs zivilgesellschaftlicher Netzwerke in drei Kleinstädten im belgisch-niederländisch-deutschen Dreiländereck während des Ersten Weltkriegs vor, wobei auch transnationale Vernetzungen in den Blick geraten. Rüdiger Haude (Aachen) untersucht Formen der Selbstorganisation an der Grenze, vom Schmuggel bis zur »transborder diplomacy«, die sich in ausdrücklichen Gegensatz zu staatlichen Herrschaftslogiken setzen. Die Grenzlinie generiert, wie sich hier deutlich zeigt, Konflikte, die quer zu ihr verlaufen.

Die im »Erinnerung und Europa« genannten dritten Kapitel zusammengefassten Beiträge beziehen sich auf die Nachgeschichte des Zweiten Weltkriegs und auf den neuen europäischen Bezugsrahmen vieler deutsch-niederländischer Begegnungen nach 1945. Es zeigt sich durchgängig, dass eine offene, vorbehaltlose Beschäftigung mit der Zeit des Kriegs und der Besatzung in keiner Phase der Nachkriegszeit zu beobachten war. So konstatiert Froukje Demant (Amsterdam) in ihrem Beitrag über jüdische Überlebende in einer deutsch-niederländischen Grenzregion einen »Pakt des Schweigens« zwischen Juden und ihren nichtjüdischen Nachbarn – und zwar nicht nur auf der deutschen, sondern auch auf der niederländischen Seite der Grenze. Katharina Garvert-Huijnen (Amsterdam) arbeitet hingegen für die bilaterale diplomatische Zusammenarbeit in der frühen Europapolitik heraus, dass wechselseitige Missverständnisse aus dem Unvermögen der jeweiligen Außenpolitiker hervorgingen, die abweichende europapolitische Zielsetzung der je anderen Seite zu verstehen. Christine Gundermann (Berlin) und Ilse Raaijmakers (Maastricht) beschäftigen sich mit dem in den Modus des

kulturellen Gedächtnisses überführten Gedenken. Dabei arbeitet Gundermann heraus, wie die Kriegserinnerungen in deutsch-niederländischen Begegnungen durch Sakralisierung und Feminisierung entschärft wurden – beides Techniken, in denen das Leiden mit Sinn aufgeladen wird. Raaijmakers wendet sich gegen die Annahme, dass im Kriegsgedenken in letzter Zeit eine Entmythologisierung stattgefunden habe. Vielmehr stelle das dominante Reden von »Europa« als einer friedensverbürgenden Größe eine neue Form der Mythisierung des Geschehens dar. Britta Jung (Groningen) stellt aber im Medium der kriegserinnernden Jugendliteratur eine gewisse Versachlichung fest; durch das Verblässen nationaler Perspektiven sieht sie eine Annäherung deutscher und niederländischer Narrative und eine Abkehr von schlichten Schwarz-Weiß-Konstruktionen.

Abschließend sei den Autorinnen und Autoren und allen, die an den Workshops teilgenommen haben, für ihre Beiträge gedankt, sowie den Reihenherausgebern für die Möglichkeit, diese Grenzfälle aus dem Arbeitskreis Deutsch-Niederländische Geschichte in der neuen Reihe »Amsterdam German Studies« zu veröffentlichen.

Krijn Thijs

»Die müssen ein bisschen aufgemöbelt werden, die Holländer«

Deutsche Feldpostbriefe aus den besetzten Niederlanden – eine Annäherung

Nach wie vor bleibt ›de Oorlog‹ ein heiß diskutiertes Thema in der niederländischen Öffentlichkeit.¹ Mit dem Bestreben, die klassischen Schwarz-Weiß-Bilder in der Erinnerungslandschaft zu verabschieden, ist in den letzten Jahren auch das niederländische Interesse für die Erfahrungswelt des damaligen Feindes gestiegen. Wie sah die Okkupation der Niederlande eigentlich aus Sicht der Besatzungsmacht aus? Was haben Wehrmachtsoldaten in den Niederlanden erlebt, wie schätzten sie ihr Umfeld ein und wie erinnern sie sich daran? Geleitet von solchen Fragen bemühen sich jüngere Gesamtdarstellungen und Medienproduktionen, immer stärker alltagshistorisch ausgerichtet, auch ›normale‹ deutsche Soldaten zu Wort kommen zu lassen. Deren Schilderungen stehen in der Regel in starkem Kontrast mit dem Bild, das in der niederländischen Erinnerungsgemeinschaft von den Jahren 1940-1945 tradiert wird. Schließlich bietet sich die Besatzungszeit aus niederländischer Perspektive nach wie vor als das dunkelste Kapitel in der jüngeren Geschichte dar, während sie in den Erzählungen ehemaliger Besatzungssoldaten oft die Konturen einer relativ ruhigen oder eher abenteuerlichen Zeit gewinnt. Viele von ihnen erinnern sich nicht ungerne an ihre Dienstzeit in »Holland«. Vor der Kamera erzählt manch einer mit leuchtenden Augen von der schönen Umgebung, von hübschen Mädchen, von der guten Versorgung.² Anhand der deutschen Zeitzeugenerzählungen hat sich in den Niederlanden das Angstbild der ›stampenden laarzen‹ teilweise verflüchtigt, zugunsten der Vorstellung von den Besatzungsmilitärs als etwas naiven, eher unpolitischen

1 Vgl. zuletzt Bart van der Boom: »Wij weten niets van hun lot.« Gewone Nederlanders en de Holocaust. Amsterdam: Boom 2012. Vgl. die Diskussionsbeiträge im Blog: <http://wijwetennietsvanhunlot.blogspot.nl> (zuletzt eingesehen am 11.12.2012) sowie für einen breiteren Überblick: Krijn Thijs: Kontroversen in Grau. Revision und Moralisierung der niederländischen Besatzungszeit. In: Nicole Colin/Matthias Lorenz/Joachim Umlauf (Hg.): Täter und Tabu. Grenzen der Toleranz in deutschen und niederländischen Geschichtsdebatten. Essen: Klartext 2011, S. 11-24.

2 Das gilt insbesondere für die preisgekrönte Folge der Fernsehserie »Andere Tijden« unter dem Titel »Duitse soldaten filmen Holland« (10. Mai 2005); Hasan Evrengün: Duitse soldaten filmen Nederland. In: Carla Boos (Hg.): Andere Tijden, Band VI. Amsterdam, Antwerpen: Veen 2005. Vgl. auch die 9-teilige Fernsehserie »De Oorlog« (2009) sowie Ad van Liempt, unter Mitwirkung von Hans Blom: De Oorlog (Amsterdam: Balans, 2009).

Amateursoldaten auf Betriebsreise. In dieser Bilderwelt ist der Gegensatz zur Gewaltmaschine der Ostfront groß.

Die vorsichtige Hinwendung zur deutschen Erfahrungswelt in den besetzten Niederlanden ist zunächst einmal eine sehr begrüßenswerte Korrektur der Standardvorstellung der Wehrmacht als einer anonymen, gleichgeschalteten Uniformfront – ein Bild aus dem Diskurs der (niederländischen) Zeitgenossen, und übrigens ebenso eine Vorstellung, die die Wehrmachtspropaganda selbst nach außen hin pflegte. So begrüßenswert solche Korrekturen aber auch sein mögen, aus akademischer Warte haben sie zumindest in ihrer medialen Präsenz ein großes Manko: Sie gründen nahezu ausschließlich auf Zeitzeugenaussagen, die über fünfzig Jahre später eingesammelt wurden, häufig von Fernsehjournalisten.

Akademische Forschungen zur Wehrmacht in den Niederlanden fehlten bis zuletzt auffällig. Häufig wird in diesem Kontext auf Literatur verwiesen, die wissenschaftlichen Standards kaum standhält³, oder auf Ego-Dokumente, die sich gar nicht auf die Niederlande beziehen, wie die oft zitierten Briefe des Soldaten Heinrich Böll (dazu unten mehr).⁴ Die Schwierigkeiten mit dem Thema werden auch durch die immer wieder unternommenen Versuche veranschaulicht, Biographien individueller Soldaten nachzuzeichnen oder sie selbst sogar in Deutschland aufzuspüren. Solche Unterfangen, meist aus familiären Zusammenhängen oder anlässlich konkreter Archivfunde angefangen, gestalten sich häufig als mühselige Spurensuche mit durchwachsenen Ergebnissen.⁵ Das Thema der subjektiven Erfahrungen der Wehrmachtsoldaten ist der niederländischen Geschichtsforschung gleichsam »zu deutsch«, während es aus deutscher Warte wohl eher »zu niederländisch« war, und damit etwas randständig. Wie der Militärgeschichtler Christ Klep wiederholt betont hat, gilt die Geschichte der Wehrmacht in

3 So urteilte neulich auch Jennifer L. Foray: The »Clean *Wehrmacht*« in the German-occupied Netherlands 1940–5. In: *Journal of Contemporary History* 45 (2010), S. 768–787, hier 770: »No single work, whether in Dutch, English or German, examines the attitudes and behaviour of *Wehrmacht* troops in the occupied Netherlands.« Meist taucht am Anfang oder am Ende der Zitierkette (auch bei Foray) das journalistische Buch Aad Jongbloed: *Standort Holland. Duitse soldaten over hun oorlogstijd in Nederland*. Zutphen: Walburg Pers 1995 auf, der leider auf jegliche Dokumentation und Quellenkritik verzichtet hat und überdies seine Interviews anonymisierte, was den Band wissenschaftlich unbrauchbar macht. Ähnliches gilt für das jüngere Fotobuch Gerard Groeneveld: *Heinz in Holland. Duitse amateurfoto's van de bezettingstijd*. Nijmegen: Vantilt 2007, das in weiten Strecken auf einer mehr oder weniger zufälligen Sammlung von ersteigerten Bildern beruht.

4 Heinrich Böll: *Briefe aus dem Krieg 1939–1945*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2001.

5 Vgl. z. B. Alex Dekker: *Mijn opa was een Duitser. Een Hollands-Duits familiegeheim*. O.O.: Just Publishers 2011; Monika Diederichs: *Kinderen van Duitse militairen in Nederland 1941–1946. Een verborgen leven*. Soesterberg: Aspekt 2012; sowie den Dokumentarfilm »Schreibe so oft wie möglich. Post aus Harkstede« (Regie Liefke Knol, Groningen 2011). Selten gelingen die Recherche, Dokumentation und Edition so gut, wie bei K.P. Timmer: *Aftocht en Bevrijding. Het notitieboekje van Hauptmann Otto Specht*. Assen: Van Gorcum 2011.

den besetzten Niederlanden militärhistorisch nun einmal als eher uninteressant, denn dafür war hier »zu wenig los«. Damit ist die, auch international, geringe Aufmerksamkeit für das Thema zu erklären, ja sogar legitimiert.⁶

Könnte aber ein Wandel der Fragerichtung hier nicht weiterhelfen? Was sich militärhistorisch als ein dürres Forschungsfeld darstellt, könnte sich etwa kulturgeschichtlich als äußerst fruchtbar erweisen. Wenn man sich dem Thema mit politik- und alltagshistorischen Fragen annähern würde, könnten sich auch die spezifischen Besatzungswirklichkeiten im Norden und im Westen neu erschließen. Welche Besatzungskulturen entwickelten sich innerhalb der Wehrmacht in den Niederlanden? Welche Deutungs- und Interpretationsrahmen brachte sie hervor, und wie wandelten sich ihre Freund- und Feindbilder? In den Mittelpunkt würden so die vielschichtigen Abgrenzungen, Begegnungen und Interaktionen zwischen Besetzer und Besetzten rücken, sowie die Praktiken von Herrschaft, Unterwerfung und Gewalt. Die Fruchtbarkeit eines solchen Perspektivenwechsels für die besetzten Niederlande demonstriert das Dissertationsprojekt von Laura Fahnenbruck, die mit einem Fokus auf »sexual encounters« gezielt und konsequent dieses Neuland betritt und das ambivalente Verhältnis von Nähe und Distanz umreißt, das die Wehrmacht zwischen ihren Soldaten und den Niederlanden pflegte (vgl. ihrem Beitrag in diesem Band).

Damit vollzieht Fahnenbruck erste Schritte auf dem weiten und lange brach gelegenen Forschungsfeld des Soldatenalltags in den Niederlanden.⁷ Abertausende Deutsche waren zwischen 1940 und 1945 für längere oder kürzere Zeit in Wehrmachtsuniform in den Niederlanden. Für viele von ihnen war die militärische Dienstzeit die erste direkte Begegnung mit dem kleinen Nachbarland, oft mit dem Ausland überhaupt. Ihre Kenntnisse, Wissen und Erfahrungen sammelten sie also in einer sehr spezifischen Funktion und unter sehr asymmetrischen Verhältnissen. Genau diese Asymmetrie fehlt häufig in den Erzählungen von deutschen Zeitzeugen, die ihre Erfahrungen anhand teilweise noch von der Wehrmacht selbst angebotener Reise- und Urlaubsnarrative strukturieren (etwa

6 So Klep in dem erwähnten *Andere Tijden*-Film 2005. Kleps Forschungen aus den frühen 1990er Jahren über die militärstrategische Lage in den besetzten Niederlanden sind nach wie vor unentbehrlich, auch wenn die alltägliche Erfahrungswelt der deutschen Soldaten hierin kaum Konturen gewinnt und die Truppe größtenteils jene anonyme Masse bleibt, die sie aus niederländischer Sicht immer war. Vgl. Christ Klep: *Wachten op de bevrijding: Nederland tot Market Garden*. In: Christ Klep/Ben Schoenmaker (Hg.): *De Bevrijding van Nederland 1944-1945. Oorlog op de flank*. Den Haag: SDU 1995, S. 57-106. Vgl. für die Westfront im Allgemeinen: Peter Lieb: *Konventioneller Krieg oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegsführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/1944*. München: Oldenbourg 2007.

7 Laura Fahnenbruck: *Dagelijks leven en seksualiteit in bezettingstijd. Onderzoek naar sexual encounters tussen Duitse bezetters en Nederlandse vrouwen 1940 - 1945*. In: *Historica. Tijdschrift voor Genderstudies*, Nr. 1 (2012), S. 3-8. Ähnlich für Frankreich: Stefan Martens/Maurice Vaisse (Hg.): *Frankreich und Deutschland im Krieg (November 1942 - Herbst 1944). Okkupation, Kollaboration, Résistance*. Bonn: Bouvier 2000; Ebba D. Drolshagen: *Der freundliche Feind. Wehrmachtssoldaten im besetzten Europa*. München: Droemer 2009.

als »Schoolreisje« (Andere Tijden) oder »Betriebsausflug« (Drolshagen).⁸ Erinnerungen, und seien sie noch so (selbst-) kritisch, können in der Regel eben kaum zur distanzierten Rekonstruktion vergangener (politischer) Referenzrahmen durchdringen. Es ist an der Geschichtswissenschaft, solche subjektiven und individuellen Sinnbildungsprozesse in ihrer zeitgenössischen Ausprägung wieder in diese Geschichte zurückführen. Quellen sind reichlich vorhanden, sie reichen von institutionellen Dokumenten und Berichten über propagandistische Leit-schriften bis hin zu Egodokumenten wie Briefen, Fotos und Tagebüchern deutscher Soldaten. Als Beitrag zu einem solchen Forschungsvorhaben möchte ich im Folgenden einige deutsche Feldpostbriefe aus den Niederlanden vorstellen. Leitend ist dabei die vorläufig sehr allgemeine Frage, wie die Soldaten über ihr niederländisches Umfeld nach Hause schrieben, wie sie von welchen Erfahrungen und Begegnungen berichteten und mit welchem Sinn sie ihre eigene Rolle in diesem Krieg versahen.

1. Feldpost als historische Quelle

Einige Bemerkungen zur Quellenart vorweg. Deutsche Feldpostbriefe bieten uns einen Einblick in das Innenleben der Wehrmacht. Ihre Verführungskraft liegt auf der Hand: Sie werden zeitnah zu den Ereignissen geschrieben, zudem von »normalen« Soldaten – wenn auch nicht immer unbedingt »von unten«. Feldpostbriefe legen Kommunikationswege zwischen Front und Heimat jenseits der Propagandakanäle bloß und bieten in der Sprache oft eine Art »Echtheitsschock«, der in der Vergangenheit manchmal zu überhöhten Erwartungen geführt hat.⁹ Die Feldpostforschung hat den Briefen ihre mythische Aura inzwischen genommen und sie unter Berücksichtigung einiger Restriktionen als Quelle historischer Forschung erschlossen. Dabei hat sie ihren Wert hauptsächlich für die Erforschung von »Erfahrungen« unter Beweis gestellt.¹⁰ In aller Knappheit möchte ich einige

8 Ich teile Fahnenbrucks Skepsis über diese Reise-Interpretationsfigur, die auch für weitere Nord-West-Europäische Besatzungsorte sehr dominant ist. Vgl. die Analysen bei Kerstin Wölki: »Und ab ging die Reise!« Kriegserfahrung deutscher Soldaten in Frankreich. In: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hg.): Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen: Klartext 2011, S. 511–524.

9 Vgl. Wolfram Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten. München: Piper 1992, sowie die Kritik etwa bei Bernd Ullrich: Militärgeschichte von unten. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 473–503.

10 Klaus Latzel: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), S. 1–30. Zum Stand der Forschung heute: Didczuneit/Ebert/Jander: Schreiben im Krieg (s. Anm. 8).

Grenzen dieser Quellengattung markieren, die bei der Analyse der folgenden Brieffragmente mit bedacht werden sollen.

Zunächst einmal: Als isolierte Quellen sind einzelne Feldpostbriefe nahezu nutzlos. Um die Berichte fruchtbar ›lesen‹ zu können, braucht man mehrere davon sowie möglichst viel Kontextwissen. Deshalb die Vorliebe der Forschung für Briefserien, die über einen längeren Zeitraum hinweg Stimmungsentwicklungen des Autors dokumentieren, für komplette Nachlässe, die auch Antwortbriefe und Fotos enthalten, und für Sammlungen von mehreren Feldpostbriefen aus einer engeren Raum-Zeit-Einheit (›Feldpostbriefe aus Stalingrad‹¹¹). Auch wenn es immer um individuelle Stimmen geht, erschließen Feldpostbriefe, weil sie letztendlich als ›Gesprächsmedien‹ zu verstehen sind, die Sprachstile, Wissenspeicher und Deutungsmuster größerer Kommunikationsgemeinschaften. Klaus Latzel hat sie dazu richtungweisend als ›sprachliche Objektivationen von sozialen Wissensbeständen‹ definiert. ›Die sprachlichen Sinnmuster, derer sich diese Individuen bedienen, weisen als Elemente des sozialen Wissensvorrats [...] von vornherein über die einzelnen Personen hinaus.‹¹²

Zweitens wurden Feldpostbriefe in der Regel nicht mit dem primären Ziel geschrieben, von der Fremde zu berichten. In allererster Linie dienten sie der Kommunikation selbst, dem Instandhalten von meist familiären Verbindungen über (teilweise lange und unsichere) Zeitspannen von Trennung hinweg. So ist der Briefkontakt selbst oft das wichtigste Thema in der Korrespondenz (ist dieser oder jener Brief angekommen; danke für die Post; wir haben lange nichts von Dir gehört; usw.). Gewiss waren die Voraussetzungen für ausführlichere Berichterstattungen in einer ruhigen Region wie den Niederlanden besser als an der Front. Doch auch hier befand etwa die Briefzensur der in Zeeland liegenden 376. Infanterie-Division über die im Monat Juni 1943 verschickten Feldpostbriefe: ›Persönliche Dinge spielen die Hauptrolle, Schilderungen der hiesigen Verhältnisse oder Erlebnisberichte finden sich nur in ganz geringem Umfang, Stellungnahmen zum allgemeinen Geschehen fehlen.‹¹³ Für die hier verfolgten Fragestellungen zu Holland-Bildern braucht man also die eher untypischen aufmerksamen Beobachter, die über einen längeren Zeitraum regelmäßig schrieben

11 Jens Ebert (Hg.): Feldpostbriefe aus Stalingrad. November 1942–Januar 1943. Göttingen: Wallstein 2003.

12 Klaus Latzel: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg. Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945. Paderborn: Schöningh 1999, S. 17; ders.: Die Gefallenen. Zur Geschichte und Wiederkehr einer Pathosformel. In: Didczuneit/Ebert/Jander: Schreiben im Krieg (s. Anm. 8), 87–101, hier 89. Ähnlich Elke Schertsjanoi: Als Quelle nicht überfordern! Zu Besonderheiten und Grenzen der wissenschaftlichen Nutzung von Feldpostbriefen in der (Zeit)Geschichte. In: Ebd., S. 117–125.

13 NIOD Washington Papers 130564–565, 376. Inf. Division, Abt 1c, Feldpostprüfbericht Nr. 1, 1.7.1943. Und weiter: ›Schilderungen des Landes finden sich wenig, sie beschränken sich mit ganz geringen Ausnahmen auf die Feststellung, daß das Land schön, die Heimat aber besser sei; nur 2 Briefschreiber (Offz.) gaben ausführliche Bilder, deren Umfang aber 4 bis 5 Sätze nicht überschritten.‹

und gut formulieren konnten (viele der Feldpostbriefe sind flüchtig und eher schlecht geschrieben, darüber ärgerte sich auch die Zensur¹⁴).

Damit ist eine dritte Restriktion der Quelle angesprochen: die Zensur. Feldpostprüfstellen kontrollierten stichprobenartig die Briefe, sowohl um über die Moral der Truppe informiert zu sein, wie auch um den Inhalt auf Regelverstöße zu kontrollieren.¹⁵ Auch wenn nur ein Bruchteil der Briefe tatsächlich geöffnet wurde – im oben genannten Beispiel täglich 20 von etwa 12 000 abgehenden Briefen, also 0,2 Prozent – war der Einfluss der Zensur auf die Briefe erheblich, obwohl ihre genaue Wirkung und die Reichweite der sogenannten »Selbstzensur« der Soldaten natürlich nicht nachgewiesen werden kann. Militärische Dinge wie beispielsweise genaue Aufenthaltsorte durften in der Feldpost nicht erwähnt werden – eine Regel, die Soldaten in den »befriedeten« Niederlanden übrigens leichtfertig verletzten. Auch über das Fehlen von politischen Kommentaren und kritischen Tönen sollen keine weitreichenden Schlussfolgerungen gezogen werden – die Schreiber waren sich eben dessen bewusst, was sie schreiben durften und was nicht. (Dies hat die Forschung dann lange Zeit dazu bewogen, in den Briefen nach geheimen Nachrichten und Codes zu suchen.¹⁶)

Viertens haben Feldpostbriefe als solche auch ohne Zensur eigene »blinde Flecken«. Über ganz private Dinge wie Ängste und Zweifel – immerhin sehr relevante Themen in der »Todeszone« des Krieges¹⁷ – waren die Männer an der Front gegenüber den Frauen in der Heimat aus verschiedenen Gründen meist nicht sehr mitteilbar. Dazu kommt, dass ein für die deutsche Erfahrung in den besetzten Niederlanden offenbar höchst relevantes Feld in den Briefen etwa von Ehemännern an Ehefrauen natürlich nur sehr vermittelt auftaucht: der eigene Kontakt zu Niederländerinnen.

Im Folgenden verzichte ich von vornherein auf eine intensivere Darstellung zweier prominenter Themenbereiche, die bereits in der Forschung umrissen worden sind: die Liebesbeziehungen sowie die Kaufwut und die »Selbstbedienung« der Soldaten. Für das erste Thema erweist sich Feldpost aus den oben genannten Gründen eher als eine tückische Quelle – wenn auch sicher nicht nutzlos. Dass das zweite darin hingegen sehr präsent ist, wurde bereits mehrfach vorgeführt.¹⁸

14 NIOD Washington Papers 130564–565, 376. Inf. Division, Abt 1c; Feldpostprüfbericht Nr. 1, 1.7.1943: »Überraschend ist die Unzahl der Rechtschreibfehler und die Ungeschicklichkeit im Ausdruck, Offz. heben sich stark ab, ebenso Schreibstubenpersonal.«

15 Vgl. hierzu: Ortwin Buchbinder und Reinhold Sterz: *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945*. München: Beck 1982; Latzel: *Deutsche Soldaten* (s. Anm. 12), S. 25–30.

16 Martin Humburg: »Jedes Wort ist falsch und wahr – das ist das Wesen des Wortes.« *Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost*. In: Didczuneit/Ebert/Jander: *Schreiben im Krieg* (s. Anm. 8), S. 75–85.

17 Vgl. Sönke Neitzel und Harald Welzer: *Soldaten. Protokolle von Kämpfen, Töten und Sterben*. Frankfurt a. M.: Fischer 2011.

18 »Selbstbedienung« bei Latzel: *Deutsche Soldaten* (s. Anm. 12), S. 135–139. Vgl. vor allem auch Götz Aly: *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler*

Auch die Feldpostprüfstelle der 376. Infanterie-Division befand im Juli 1943: »Holland wird fast nur vom Gesichtspunkt der Einkaufsmöglichkeit aus betrachtet, teure Preise und leere Läden werden allgemein bedauert, Käufe im Schwarzhandel sind in großem Umfang üblich.«¹⁹ Diese Einschätzung trifft weitgehend auch für die hier vorzustellenden Briefserien zu, und wird im Folgenden nicht mehr gesondert belegt. Die Briefe sollen nun näher auf weitere Eindrücke des Landes und seiner Bewohner befragt werden.

Die nächsten drei Abschnitte präsentieren anhand einiger längerer Textfragmente zunächst drei Beispiele von Feldpostserien aus den Niederlanden. Der letzte Abschnitt sammelt die Befunde und entwickelt einige zusammenfassenden Thesen zu jenen Motiven, denen man in Zeitzeugeninterviews eher selten begegnet.

2. Heinrich Böll (Jg. 1917)

Am Anfang dieses Streifzugs soll in aller Kürze der Soldat Heinrich Böll stehen, obwohl er (oder besser: gerade weil er) aus den besetzten Niederlanden kaum eine Zeile geschrieben hat. Der Kölner Schriftsteller und spätere Nobelpreisträger wurde 1939 zur Wehrmacht eingezogen und im Sommer 1940 in Frankreich stationiert. Er ist durch seine sehr lesenswerten Feldpostbriefe in weiten Kreisen mehr oder weniger das Gesicht des Westfeldzuges geworden.²⁰ Götz Aly hat in seinem *Hitlers Volksstaat* aus Bölls Briefen zitiert, um – übrigens sehr überzeugend – den Raub und soldatischen Kaufrausch zu dokumentieren.²¹ Doch Bölls Ausstrahlungskraft auf das Feld ist so groß geworden, dass der Kölner mittlerweile sogar dort als Zeitzeuge aufgeführt wird, wo er gar nicht gewesen ist, nämlich in den Niederlanden. Die Fernsehserie *De Oorlog* inszenierte ihn 2009 prominent aber unzutreffend als einen Wehrmachtsoldaten, »der einige Zeit in den Niederlanden war«. Zu Bildern der besetzten Niederlande montierte die Produktion Brieffragmente, die Böll in Wahrheit 1939 (!) in Osnabrück, sowie 1940 in einem Lazarett in Frankreich verfasste.²²

Gewiss, der Soldat Heinrich Böll hat die Niederlande im Krieg gesehen, aber nur im Vorbeigehen. Er streifte das Reichskommissariat, als seine Einheit es auf der Bahnfahrt von Rheine nach Kortrijk am 4. August 1940 durchquerte. Immerhin ist Böll dabei mit seinen Kameraden durch das zerstörte Rotterdam

Sozialismus. Frankfurt a.M.: Fischer 2005).

19 NIOD Washington Papers 130564–565, 376. Inf. Division, Abt 1c., Feldpostprüfbericht Nr. 1, 1.7.1943.

20 Heinrich Böll: Briefe aus dem Krieg 1939–1945. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2001.

21 Aly: *Hitlers Volksstaat* (s. Anm. 18), S. 114 ff.

22 »De Oorlog«, Folge 4 »Welvaart, Beroving, Honger« sowie Ad van Liempt: *De Oorlog* (s. Anm. 2), S. 171–175. Die entsprechenden Briefe stammen vom 3.9.1939 sowie vom 4.9.1940, vgl. Böll: Briefe (s. Anm. 20).

gefahren, was zu einem interessanten und etwas sperrigen Bericht an seine Familie in Köln führte. Weil Bölls Name in diesem Zusammenhang so oft fällt, lohnt sich einmal der genaue Blick auf das, was er wirklich schrieb, am Ende dieses 4. August in Flandern:

Meine Lieben! Quer durch Deutschland, quer durch Holland und nun durch Belgien, dann nach Frankreich hinein. 60 Stunden haben wir nun voll. Wer weiß, wie lange noch.

Gestern sind wir mitten durch den unglaublich behaglichen Samstagnachmittag Hollands gefahren; Pärchen tummelten sich in fabelhaften Parks, überall saßen sie in den Wintergärten und schauten uns büffelig an; viele machten Schwimmbewegungen und dann eine Geste, die absacken bedeuten wollte, wobei sie höhnisch grinsten. Wir waren alle maßlos erbittert durch den Anblick dieses wunderbaren Lebens.

Gegen Abend führen wir dann durch Rotterdam; es ist wirklich grauenhaft zerstört; heller Wahnsinn. Leider muß ich schnell schreiben, damit ich die Gelegenheit, Post abzugeben, nicht verpasse; hier in Belgien nähern wir uns jetzt Kortrijk. Unser Endziel ist wahrscheinlich Abbeville.

Ein halbes Pfund Kaffee habe ich auf einem Bahnsteig schon ergattert für ganze fünfzig Pfennige; hoffentlich finde ich Gelegenheit, es abzuschicken; Schnaps haben wir jeder schon eine ganze Flasche zur Feier des Sonntags heute ausgesoffen; eine Pulle Cognac (fabelhaft, 2 Mark); deshalb ist im Augenblick auch das Grauen über den Anblick Rotterdams zerstreut; der Krieg ist das verkörperte Entsetzen...

Die Post muß ab, es ist schade, wir haben Herrliches gesehen, wunderbar schön und sauber ist Holland, aber aufreizend behäbig und ungestört; ich habe wirklich vor Wut geschäumt; heute habe ich nun meinen ganzen Gram über unsere verpfuschte Jugend hinabgespült. Es ist wirklich zuviel, wenn man die holländischen Bummsköpfe das herrliche Leben genießen sieht, und wir müssen wegfahren, weiter, immer weiter...

Ich suche jetzt noch nach einer Gelegenheit, für Vater ein paar anständige Zigarren aufzutreiben, denn in Frankreich gibt es nichts mehr, keine Zigaretten, Zigarren und keinen Kaffee; deshalb würde ich hier noch mehr kaufen.

Über Rotterdam und Holland schreibe ich noch mal, wenn ich nüchtern bin. Nun seid alle herzlich begrüßt und grüßt auch alle anderen [...].²³

Reisen, saufen und einkaufen – mit Briefen wie diesen wird seit Alys *Volkstaat* immer wieder die große Verfügbarkeit von Kaffee, Alkohol und anderen Genusswaren für die Wehrmachtssoldaten belegt. Interessanter für unseren Zusammenhang scheinen mir aber zwei andere Sachen. Festhalten möchte ich zum einen den tiefen Eindruck, den das zerstörte Rotterdam bei Böll hinterlässt, und zum anderen den erfahrenen Unterschied zwischen dem eigenen Soldatenschicksal und der ungerecht sorgenfreien »Behäbigkeit« der niederländischen Jugendlichen – die den vorbeifahrenden deutschen Soldaten überdies höhnische Kommentare auf dem Weg nach England mitgeben. Aus der Stimmung im vorbeifahrenden Soldatenzug sticht die empfundene Illegitimität dieser arrogant-friedlichen nie-

23 Böll: Briefe (s. Anm.20), S.90-91 (Flandern, den 4.8.40).

derländischen Welt hervor, und noch am nächsten Nachmittag in Frankreich regt sich der 22-jährige Böll darüber auf:

Wir haben uns am guten Rotwein (Liter 15 Pfennige!!!) etwas schläfrig getrunken. Die Fahrt durch Holland vergesse ich so leicht nicht; ich bin noch selten so wütend gewesen; so etwas an Sauberkeit, Behaglichkeit und Gesundheit, und dieses herrliche Samstagnachmittagsleben, es war wirklich Zeit, daß wir diese unverschämte Gemütlichkeit einmal unterbrechen, dabei noch die Frechheit, uns ohnmächtig Vorbeifahrenden durch höhnische Gesten einen kühlen und nassen Tod zu wünschen.²⁴

3. Hans Simon (Jg. 1920)

Intensiver war der Soldatenkontakt mit den Niederlanden im Fall von Hans Simon, der im September 1940 von Frankreich in die Niederlande verlegt wurde, also einen Monat nach Bölls Durchreise und in umgekehrter Fahrtrichtung.²⁵ Der 20jährige Rostocker, ledig und kinderlos, war bereits beim Polenfeldzug dabei gewesen und landete nun in Schoonhoven an der Lek, östlich von Rotterdam. Die Niederlande waren also sein dritter Einsatzort in einem Jahr, und der Kontrast zu Polen und Frankreich, auf die er in früheren Briefen völkisch herabgeschaut hatte, war groß. Er schrieb an seine Mutter:

Heute bin ich auf Posten. In der Freizeit hocken die Kinder um mich herum. Ich habe viel Spaß an den blonden sauberen Kindern. Beim Präsentieren stehen sie mir immer im Wege. Muß sie vorher oft fortjagen. [...] Meine kleinen Freunde sitzen um mich herum und leisten mir Gesellschaft. Sie verklaren (holl.) mir, daß ich in der Parstory (Pastorij) wohne, also im Pastorat. Dass mein Vater Pastor ist, wollen sie mir nicht glauben.²⁶

So schien man es mit »Holland, wo es noch Schokolade gibt«, nicht schlecht getroffen zu haben: »Hier kann man es aushalten. Vielleicht bekommen wir sogar Privatquartiere. [...] Denkt Euch, die Leute sind hier [so] streng kirchlich, daß sie am Sonntag die Geschäfte und Wirtschaften hier schließen.«²⁷ Nach knapp zwei Wochen, am 15. September 1940, schrieb Hans Simon an sein »Liebes Muttichen« in Rostock:

Heute war ich einen Abend mit Holländern zusammen. So ganz rosig, wie es im ersten Augenblick schien, sind sie doch nicht deutschfreundlich. Im Gegenteil, die

²⁴ Ebd., S. 92 (Frankreich, den 5.8.1940).

²⁵ Der Nachlass von etwa 500 Briefen vom Januar 1939 bis April 1944 und Fotoalben liegt im Museum für Post und Kommunikation in Berlin, Inv. Nr. 3.2002.1288. Einige Briefe sind online zugänglich: <http://www.museumsstiftung.de/feldpost> (zuletzt eingesehen am 11.12.2012).

²⁶ Hans Simon an seiner Mutter, Brief 40/90, im Felde, d. 6.9.40.

²⁷ Hans Simon an seinen Eltern, Brief 40/91, 10.9.40.

Bauern auf dem flachen Lande, die keine Entbehrungen kennen, sind englandhörig, sie müssen ein bißchen aufgemöbelt werden, die Holländer. Sie kennen nur ein gutes Leben und Auskommen und sind auf vielen Stellen hier geizig! (mit Ausnahmen), sehr Sittenstreng!!! Ein Mädchen, das sich mit deutschen Soldaten abgibt, wird schief angesehen. Man zeigt mit dem Finger auf sie. Tanzen ist, wie ich schon schrieb, schief angesehen. Sonntags ist alles geschlossen. Mit der Kirche nehmen sie es zu genau. Die Häuser sind mustergültig sauber und ordentlich. Die Leute tragen alle die Holzschuhe. Betreten sie das Haus, lassen sie die Schuhe draußen und laufen drinnen auf Strümpfen. Sie trinken viel Kaffee und Tee, Zigarre in Brand. Halten sehr auf Familienleben, sind häuslich, wie die Mecklenburger sagen. Die Mädchen halten sich sehr zurück und haben viel Stolz. Die Leute glauben leider nicht, daß wir den Krieg gewinnen. Daß wir nach England rüber wollen, können sie nicht fassen. Nach ihrer Meinung haben die Holländer den Krieg deswegen so schnell verloren, weil Verrat geübt wurde von Seiten der Holländer. Die Häuser sind bunt gestrichen, die Arbeitswagen sogar geschnitzt und bemalt!! 2 1/2 Millionen Fahrräder gibt es hier. Alles fährt mit einem »Viez«. Das Land ist flach wie ein Brett. Alle 10 m eine Gracht (Kanal). Butter, Kaas (Käse) und Obst gibt es im Überfluß. Aufgemöbelt werden muß das Volk. Einmal Not und Entbehrungen leiden, damit es einmal innerlich erstarkt. Es erstickt in seinem Reichtum und Wohlleben.²⁸

Und noch einmal ein Fragment, wieder zehn Tage später, nachdem Simon eine Woche in Nieuwpoort an der Lek einquartiert war, »bei einer Witwe eines Käsehändlers«.

Wie eine Mutter war die Frau zu mir. Beim Abschied hatte sie Tränen in den Augen. Sie war eine echte Holländerin. Mit der Zeit hatte sie mich auch ins Herz geschlossen. Kinder waren ihr nicht beschieden. Beim Abschied meinte sie, ihr Sohn ging fort. Ein Bettchen hatte ich!!! 15 cm tiefer sank ich, so weich gefedert. So ein Bettchen habe ich noch nie gehabt. Dazu einen schönen Waschtisch. Am Abend besuchten uns, oder wir zwei Kameraden aus Nieuwpoort mit ihren 17jährigen Nichtchen und ihrem Bruder, einem »Underweiser«, Lehrer, der deutsch konnte. Im Übrigen kann ich jetzt einigermaßen Holländisch, das schwieriger ist, als es auf den ersten Augenblick schien. Am Nachmittag saßen wir in einer Glasveranda mit einem herrlichen Blick auf den Leck bei einem »Koppie Tee«. Die Holländer sind ein reiches Volk. Also, bei dieser Witwe mit ihrem Hausgeist, einem häßlichen »Maisje« (Mädchen) wohnte ich. Am Morgen und Mittag lasen wir gemeinsam ein Kapitel aus der Bibel. Ich las mit aus meiner. Die Frömmigkeit der Holländer ist nicht so aufdringlich, wie die der Katholiken, sondern so, wie ich sie mir zu Luthers Zeiten vorstelle, so natürlich. Holland ist ja halb ev[angelisch]., halb katholisch, wie ich aus dem »Schlag nach« las. Am Sonntag ist der Tag Gott gewidmet. Man geht morgens zur Kirche und im übrigen bleibt man zu Haus.²⁹

Soviel zum Bild, das die Familie Simon im fernen Rostock 1940 vom fernen Holland vermittelt bekam. Es bestand zum einen aus den altbekannten Stereotypen: flaches Land, Käse, Holzschuhe, Fahrräder, sowie Reichtum und Sauber-

28 Hans Simon an seine Mutter, Brief 40/93, 15.9.1940.

29 Hans Simon an seine Eltern und Geschwister, Brief 40/94, 24.9.1940.

keit. Vorgeprägt waren zum anderen die völkischen Propagandavorstellungen der westlichen Nachbarländer als weich und dekadent – man findet sie auch in Simons Briefen aus Frankreich. Diese bilden den Erwartungsrahmen, mit dem der Soldat nun seine eigenen Erlebnisse und vor allem auch seine persönlichen Begegnungen abzugleichen hat. Dort, wo sich ihm Fragezeichen und Ungereimtheiten auftun, ergänzt Simon sein Vorwissen um vertiefende Kenntnisse, die er sich durch gezielte Lektüre (»Schlag Nach«³⁰) besorgte, beispielsweise über die religiöse Identität der Niederländer. Ohnehin registrierte der Pfarrersohn mit großer Neugierde die besondere Frömmigkeit der Niederländer, sie ist auch in der nachfolgenden Korrespondenz immer wieder Thema.

Hans Simon verblieb etwa acht Monate in den Niederlanden. Seine Briefe erlauben uns bei allen Einschränkungen der Quellengattung den beobachtenden Blick in seine Sinngangsprozesse. Sie sind alle, auch die über die niederländische Zeit hinaus, wohl formuliert, betreffen unterschiedlichste Themen, und sind teilweise sehr persönlich. Simon lässt sich darin als ein Mann von Stimmungen erkennen, und teilt seine Zweifel und Ängste genauso mit seiner Mutter wie seine Erfolge und Überschwänglichkeiten. Immer wieder reflektiert er über den Tod und den Verlust von Kameraden, und über seine eigene Position im Krieg. Denn gerade in den »friedlichen« Niederlanden erweist sich der eigene Einsatz als sinnbedürftig, ja gar erklärungsbedürftig. Simon bezieht diesen Sinn schon 1940 aus dem Schutz der Heimat – eine Formel, der wir sonst häufiger in der Endphase des Krieges begegnen.

Neulich stand ich 2 Stunden im strömenden Regen Posten. Ja, zuerst haderte ich mit allem und dann dachte ich nach. Wozu stehst Du hier Posten? Da dachte ich an Euch zu Haus, an die Heimat. Führte mir die schrecklichen Bilder (vor Augen), die ich je sah und sehen werde. Das Flüchtlingselend in Frankreich. Ich kann es heute kaum noch glauben, und doch seh ich es. Damit Ihr zu Haus nicht dies Los teilen müßt, dazu stehst Du hier, selbst wenn es dir unnötig erscheint. Und plötzlich kam eine innere Freude über mich und der Rest der Stunden war viel leichter zu tragen.³¹

Und am nächsten Tag war seine Stimmung schon wieder besser: »Wollen wir das Leben genießen, solange wir es gut haben und dann wieder Kampf und Sturm beginnt. Mein Herz dürstet nach Kampf, Sieg und Entbehrung.«³² Und mit dieser Selbstbeschreibung war auch die sinnstiftende Differenz wieder hergestellt,

30 Das Bibliographische Institut in Leipzig versah die Wehrmacht mit kleinen Informationsheftchen zu den Europäischen Nachbarländern. So erschienen für jeweils 50 Pfg. etwa ein »Schlag Nach über England«, über Italien, über Russland, über Skandinavien und Finnland, über Frankreich und eben ein »Schlag nach über Niederlande, Belgien und Luxemburg«. Vgl. Ines Prodöhl: Schlag nach über Polen. War, Business and Encyclopaedic Idea during World War II in Germany. In: Paul Michel/Madeleine Herren/Martin Rüesch (Hg): Allgemeinwissen und Gesellschaft. Zürich: Gebert Rüt Stiftung 2007, S. 513–52.

31 Hans Simon an seine Mutter, Brief 40/95, 25.9.1940.

32 Hans Simon an seine Mutter, Brief 40/96, 26.9.1940.

mit der sich der deutsche Soldat in den Niederlanden von der verwöhnten Bevölkerung unterschieden wollte.

Kampf, Sieg und Entbehrung hatten die Niederlande aber für Besatzungssoldaten kaum zu bieten. Somit verlor das Nachbarland zumindest für den Kampferprobten Simon rasch seinen anfänglichen Reiz. Ende Oktober 1940 wurde er nach Eindhoven verlegt, wo er »ein[en] ganz andere[n] Menschenschlag« erkannte, deutschfreundlicher überdies: »Man ist hier mehr herum für Deutschland.«³³ Doch die Zeit in Eindhoven verbrachte Simon vor allem in der Kaserne, von näheren Kontakten mit Niederländern ist in den Briefen kaum noch die Rede. Auch seine Suche nach Verbindungen zu Niederländerinnen verlief – der Korrespondenz mit seiner Mutter zufolge – wenig glücklich. Anders als viele andere Soldaten, sah der 20-Jährige eher wenig Gelegenheiten, aus der Kameradenrunde auszubrechen. »Selten mal, dass man ein vernünftiges Mädchen kennenlernt.« Diese Einschätzung folgte auf eine enttäuschende Begegnung mit einer »blonden Anni«, die auf dem zweiten Blick bereits verlobt war.³⁴

Immer stärker gewann Simon den Eindruck, dass er in den Niederlanden abseits saß, während der Krieg an anderen Orten weiterging. Am Morgen des deutschen Angriffs auf Jugoslawien und Griechenland, dem 6. April 1941, »hörten wir im Radio, daß unsere Kameraden im Südosten marschieren. Wie sehnsüchtig hatten wir den Truppentransporten nachgeschaut, die zu neuem Einsatz nach x gebracht wurden. Und wir sitzen immer noch hier in Holland. [...] Nun hoffen wir, daß die Stunde unseres Einsatzes nicht mehr weit ist.«³⁵ Die Ruhephase ging Anfang Mai 1941 zu Ende. Kurz bevor Simons Einheit »aufgefrischt« in den Osten verlegt wurde, musste er dienstlich noch einmal nach Gouda fahren, »also in der Gegend, wo wir früher lagen.«

Ich lag in Privatquartier bei Leuten, die an und für sich deutschfeindlich³⁶ waren. Sie waren in Rotterdam während des Bombardements gewesen. Ich habe aber trotzdem versucht, den Leuten näher zu kommen, und wir haben uns ausgezeichnet verstanden zum Schluß. Wenn wir auch in zwei verschiedenen Lagern standen. In vielen Punkten habe ich die Meinung der Leute ändern können. Und als ich abfuhr, haben mich die Leute aufgefordert, sie doch bei Gelegenheit wieder aufzusuchen. Bin aber keinen Augenblick von meinem Standpunkt abgewichen. Die Stadt bot für mich etwas Neues, außer der deutschfeindlichen Haltung, und das waren die vielen Grachten. [...] Und dann konnte man aus den Gesichtern der Einwohner den Deutschenhaß lesen. Warum? Weiß ich nicht und habe es auch nicht in der kurzen Zeit ergründen können.³⁷

33 Hans Simon an seine Mutter, Brief 40/106, 16.11.1940.

34 Hans Simon an seine Mutter, Brief 41/1, 5.1.1941.

35 Hans Simon an seine Mutter, Brief 41/14, 6.4.41.

36 Die in der Sammlung enthaltene und online übernommene Transkription schreibt hier versehentlich »deutschfreundlich«.

37 Hans Simon an seinen Vater, Brief 41/18, 4.5.1941.

Wirklich nicht? Konnte sich der Besatzungssoldat tatsächlich keine Erklärung für die ablehnende Haltung der Bevölkerung von Gouda vorstellen? Doch, aber die Argumentation verläuft aus heutiger Sicht überraschend: »Vielleicht lag es auch daran, daß dort [in Gouda] alte Soldaten lagen, die den Zivilisten nicht die nötige Raison mit Faust oder Waffe beibringen, wie wir hier [in Eindhoven].«³⁸

Mitte Mai wurde Hans Simon nach acht Monaten Niederlande in den Osten vorgeschickt, als Quartiermacher für seine Einheit. Aus Gumbinnen »in der Ost-Preußischen Wildnis« schrieb er: »Muß eben lachen, die Kameraden in Holland leben gut. Wenn die wüßten, daß ich mir hier die letzte Zigarette ansteckte und sonst hier nichts ist. Na, die Augen möchte ich nicht sehen.«³⁹ Einen Monat später war Simon dabei, als Nazideutschland die Sowjetunion angriff. Er kam 1944 auf dem Rückzug ins deutsche Reich ums Leben.

4. Rudolf Schmitz (Jg. 1916)

Das dritte Beispiel stellt einen Soldaten vor, der bei seiner Dienstzeit im Zweiten Weltkrieg in erster Linie an Norwegen zurückdachte. Seine Tochter hat im Jahr 2004 seine Feldpostbriefe ediert und unter dem Titel »Der Krieg meines Vaters. Als deutscher Soldat in Norwegen« herausgegeben.⁴⁰ Dass der Rheinländer Rudolf Schmitz nach seiner norwegischen Zeit auch knapp ein Jahr in den Niederlanden gedient hatte, von 1942 bis 1943, war ihm bereits damals als nachrangig erschienen. Lieber wäre der 26jährige wie seine Kameraden auch von Norwegen aus direkt an die Ostfront gekommen, wo er seine Soldatenpflicht hätte erfüllen können. Aus dem kleinen nordholländischen Dorf Wieringerwerf schrieb er am 5. November 1942 seiner Mutter:

Augenblicklich sitze ich in meiner sauberen, nett eingerichteten Stube und schreibe, während draußen der Novemberwind Regen von der See her gegen die Scheiben wirft. Ich habe eben mit den Quartierleuten, einem jungen Ehepaar und dessen Besuch zu Abend gegessen, ich glaubte zu Hause zu sein, als man zu Tisch betete, vom Rheinland sprach und mir der junge Mann, Zivilingenieur, mit Stolz seinen zwei Monate alten Sohn zeigte. Es ist schön hier, wenn auch die Umstellung vom Hochgebirge auf ein von unzähligen Kanälen durchzogenes Flachland krass ist.⁴¹

Und zwei Tage später:

³⁸ Ebd.

³⁹ Hans Simon an seine Mutter, Brief 41/20, 29.5.1941.

⁴⁰ Dorothee Schmitz-Köster: Der Krieg meines Vaters. Als deutscher Soldat in Norwegen. Berlin: Aufbau Taschenbuch 2004. Die folgende Analyse geht nicht auf die Originalbriefe, sondern auf diese Quellenedition zurück, und ist womöglich von der dortigen Fragmentauswahl etwas eingeschränkt.

⁴¹ Schmitz-Köster: Der Krieg meines Vaters (s. Anm. 40), S. 268 und 269.

Überall sieht man, daß das Land noch keinen Krieg kannte, überall blüht auch heute noch Handel und Gewerbe. Wohlstand und Gemütlichkeit allenthalben. Es gibt noch allerhand zu kaufen, die Preise sind allerdings märchenhaft [...] es blüht der Schwarzhandel. [...] Aber sonst gefällt mir der Menschenschlag besser als der Norweger, ich meine jetzt nicht Äußerlichkeiten, schöne Menschen sieht man hier kaum, sondern sie sind gerade, aufrecht und grundanständig. Frommer als in der Heimat ist man hier auch, sehr gepflegt wird das Tischgebet. Ich habe wirklich nette Quartierleute gefunden. Gestern habe ich bis spät in die Nacht hinein mit ihnen gegessen und habe von daheim und von Norwegen erzählt. Die junge Frau ist sehr wißbegierig, die Rheinländer sind gerne gesehen [...].⁴²

Dennoch pflegte Schmitz den Winter über in der Korrespondenz mit seiner Mutter hauptsächlich seine Erinnerungen an Norwegen, er versuchte mit den dort kennengelernten Menschen (vor allem Mädchen) in Kontakt zu bleiben. Über die Niederlande schrieb er unterdessen immer skeptischer, wie Anfang Februar 1943:

Dies gigantische und rätselvolle Land [Norwegen] kann ich nicht vergessen. Hier werde ich wohl nie warm werden. [...] Ich finde das platte Land mit den schnurgeraden Straßen und den vielen Kanälen langweilig. Die Menschen sind im allgemeinen auch unsympathischer als die Norweger.⁴³

Auch die militärischen Arbeiten bereiteten ihm wenig Freude, der Adjutant hatte hauptsächlich Bürodienst zu leisten. Während sich die allgemeine militärische Lage (Stalingrad) weiter verschlechterte, wurden auch Schmitz' Briefe deprimierter (»Wer heil aus diesem Oorlog kommt, der hat das große Los gezogen«⁴⁴), doch mit seiner Mutter tauschte er zugleich die bekannten Durchhalteparolen aus: »Im Osten kommen die wütenden und unfäßbar starken Angriffe der Bolschewiken zum Stehen. Beispielloser Mut und härteste Entschlossenheit haben die Massen aufgehalten, Gegenstöße werden gemacht. Es geht also wieder bergauf.«⁴⁵ Unterdessen wurde aber in den Niederlanden die Situation ungemütlicher. Als die Besatzungsmacht am 29. April 1943 die fast 300 000 demobilisierten niederländischen Soldaten für den Arbeitseinsatz in Deutschland aufrief, brach eine landesweite Streikwelle aus. Die Besatzungsmacht trat daraufhin sehr hart auf, inklusive standrechtlicher Erschießungen. Schmitz dazu:

Endlich lernen wir, wie wir uns als Sieger im besetzten Land zu benehmen haben, wie wir allein die Unverschämtheiten und offenen Gehässigkeiten der Bevölkerung zu entgegen haben. Jetzt macht man allenthalben große Augen und tut erstaunt. Es wäre ja zum Lachen, wenn wir mit diesem kleinen Kroppezug nicht fertig werden würden.⁴⁶

42 Brief vom 7.11.42, in: Ebd., S. 269 (Auslassungen der Herausgeberin).

43 Brief vom 4.2.43, in: Ebd., S. 275 (Auslassungen der Herausgeberin).

44 Brief vom 20.2.43, in: Ebd., S. 277.

45 Brief vom 2.3.43, in: Ebd., S. 277–278.

46 Brief vom 1.5.43, in: Ebd., S. 280.

Es war eine der wenigen Passagen über die Niederlande, die in seinen Briefen noch auftauchen. Gedanklich war Schmitz in diesen Monaten eher bei den Kameraden seiner alten Einheit aus Norwegen, die längst an der Front stand. »Womit habe ich verdient auf so traurigem Posten stehen zu müssen.«⁴⁷ Und dann schickte er seiner Mutter am 16. September 1943 endlich „einen frohen Gruß mit einer riesig frohen Überraschung. Ich reise hier morgen ab! Ich bin zu einem 6wöchigen Kursus nach Guben b. Berlin kommandiert.«⁴⁸

Doch auch wenn Schmitz jetzt fortging, begleiteten ihn die Niederlande weiter, denn ausgerechnet am Ende seines Verbleibs hatte er in Nordholland die junge Ali kennengelernt, mit der es ihm ernst war. Seiner Mutter schrieb er über eine mögliche Verlobung. Nach früheren Bekanntschaften in Norwegen war es für ihn »ein Jammer, daß es wieder eine Ausländerin ist«⁴⁹, und informierte sich in der Broschüre »Der deutsche Soldat und das Fremde Volkstum« über seine Situation.⁵⁰ Bis zum Ende des Krieges korrespondierte er mit Ali, deren Vater über diese Liaison wohl nicht informiert war, und die bei der Parole blieb »Eerst moet de oorlog afgelopen zijn, en dan komt onze tijd«.⁵¹ Schmitz kämpfte nach seiner Ausbildung noch in Rumänien und Ost-Preußen und überlebte den Krieg. Die Verbindung zu Ali ging verloren, die nach Norwegen blieb aber auch in der Nachkriegszeit noch bestehen.⁵²

5. Auswertung

Heinrich Böll, Hans Simon und Rudolf Schmitz – drei sehr unterschiedliche Briefschreiber und Briefserien. Was haben die vorgestellten Fragmente einer Untersuchung der Soldatenerfahrungen in den Niederlanden zu bieten? Ich möchte abschließend einige Strukturen herausstreichen, die insbesondere die Wahrnehmung und Interpretation der Niederlande sowie im Umkehrschluss das eigene Selbstverständnis der Wehrmachtsoldaten kennzeichnen. Dazu formuliere ich thesehaft fünf Motive.

47 Brief vom 6.9.43, , in: Ebd., S. 286.

48 Ebd.

49 Brief vom 17.10.1943, in: Ebd., S. 289.

50 Ebd., S. 292 (vgl. den Beitrag Fahnenbruck in diesem Band).

51 Ebd., S. 263. Da die hierzu publizierten Brieffragmente eher gering in der Zahl sind, sind nähere Aussagen über dieses Verhältnis nicht gut möglich.

52 Rudolf Schmitz fuhr nach dem Krieg mit seiner Familie zwar sowohl nach Holland wie später auch nach Norwegen in Urlaub. Doch das Band mit Norwegen blieb enger, auch seine Kinder steckte er mit dem »Norwegen-Virus« an. Ebd., S. 152–157; Dies.: Der Krieg meines Vaters. Feldpostbriefe als Familienerbe und Objekt öffentlicher Reflexion. In: Didczuneit/Ebert/Jander: Schreiben im Krieg (s. Anm. 8), S. 383–392, hier 386.

(1) Zunächst zeugen die hier vorgestellten Brieffragmente noch einmal von den vielen Gelegenheiten des Kontaktes zwischen Soldaten und Bevölkerung. Das ist an sich wenig neues, wir wissen von den Einsatzorten im Westen um die Nähe zwischen Besatzungsmacht und Bevölkerung. Auch wenn hier die prominenten Kontaktzonen des Handels und der Liebesbeziehungen größtenteils außer Acht gelassen wurden, verweisen die Briefe vielfältig auf persönliche Kontakte, Begegnungen und Interaktionen. Die Einquartierung steht dabei im Zentrum. Es sticht aber vor allem hervor, wie intensiv von deutscher Seite die Begegnung mit niederländischen Quartierleuten erfahren, gedeutet und überdacht wurde (Simon und Schmitz). Dabei galten Privatquartiere ohnehin als glückliches Los, auf das man sich freute und auf das man gespannt war. Aller offiziellen, institutionellen sowie auch persönlichen Reglementierung zum Trotz tauchten hier zahlreiche Gelegenheiten zum Gespräch und zur zurückhaltenden Verständigung auf, zum *modus vivendi* zwischen Besetzten und Besatzern. Hier mussten das mitgebrachte Wissen und die Erwartungshaltung mit neuen Situationen und Erlebnissen in Einklang gebracht werden.

Rudolf Schmitz wurde zu Tisch gebeten und erzählte seinen Quartierleuten »bis spät in die Nacht« von »daheim und von Norwegen«; er stieß nach eigenen Angaben auf offene Ohren, denn »die Rheinländer sind gerne gesehen« – so führten auch die Unterworfenen ihrerseits Binnendifferenzierungen in der Besatzungstruppe durch.⁵³ Hans Simon berichtete seinen Eltern von mehreren Gesprächen mit Niederländern, auch von Streitgesprächen, und bezeugte damit eine grundlegende Neugierde und Gesprächsbereitschaft auf beiden Seiten – man setzte sich teilweise intensiv mit dem Gegenüber auseinander. Neben der Politik bot auch die Religion dem deutschen Soldaten Stoff zum Abtasten der niederländischen Kultur, wie hier in Nieuwpoort:

Außerdem glauben die Leute fest, z. B. an die Geschichte mit Adam und Eva. Als wir bei einer Debatte diese Frage anschnitten, lehnten sie alle naturwissenschaftlichen Beweise ab. Nach ihrer Meinung sind die Schreiber des Alten Testaments Leute, die göttliche Eingebung besitzen und *nie* irren können. Als wir ihnen z. B. die Sache mit dem Jesu als Wunder[?] brachten, waren sie sprachlos und wollten nichts davon wissen. Selbst der 25jährige Lehrer. Das ist typisch für die Holländer.⁵⁴

Auch die politische Gegnerschaft wurde wohl immer wieder Thema von Gesprächen. Simon erreichte nach eigener Einschätzung sogar mit Zeugen des Rotterdamer Bombardements eine Art von pragmatischer Verständigung (»wir haben uns ausgezeichnet verstanden zum Schluß. Wenn wir auch in zwei verschiedenen Lagern standen«).

53 Vgl. dazu demnächst Rüdiger Haude, „Annexatie en regionale identiteit. De *Annexatie-Enquête* van de *Werkgemeenschap Limburg* in 1945. Erscheint in: *Studies over de sociaal-economische geschiedenis van Limburg. Jaarboek van het Sociaal Historisch Centrum voor Limburg. Deel LVII-2012*. Maastricht 2012.

54 Hans Simon an seine Eltern und Geschwister, Brief 40/94, 24.9.1940.

So kam es bei den Quartierleuten zumindest in der deutschen Erfahrung zu einem praktischen Miteinander. Differenzen wurden anerkannt und konnten im Zweifelsfall über religiöse Gemeinsamkeiten wenn schon nicht überbrückt, so doch entschärft werden. Man vereinte sich im christlichen Ritual, etwa beim Tischgebet, von dem Schmitz und Simon mit viel Anerkennung berichteten, sowie beim gemeinsamen Lesen der täglichen Bibelkapitel (»Ich las mit aus meiner«). Solche Verbindungen waren meistens zwar von kurzer Dauer, aber damit nicht unbedingt flüchtig. Simon bekam Monate später noch Weihnachtspost von der niederländischen Witwe, die »wie eine Mutter« für ihn gewesen war.⁵⁵

Die erste These lautet also: Die Begegnungen wurden von vielen Soldaten besonders intensiv erlebt und führten zu allerlei Differenzierungen in ihrer Interpretation des Landes. Dies dürfte für den nahezu unerforschten niederländisch-deutschen Kontext noch in besonderem Sinn gelten, wo die Sprachbarriere geringer war als in anderen besetzten Ländern.

(2) Die ersten Eindrücke im neuen Reichskommissariat bestätigen in den hier vorgestellten Briefen stets das weit verbreitete Erwartungsbild, das im Übrigen auch von der deutschen Propaganda sorgfältig gepflegt wurde. Die Niederlande waren demnach ein sauberes, ordentliches, friedliches und reiches Land, dem deutschen Nachbar durch eine gemeinsame Abstammung und enge Wechselwirkungen sehr verwandt. Somit schrieb Schmitz, er sei nach Norwegen »wieder einmal auf einem schönen Erdenfleck« gelandet, und berichtete nach Hause zufrieden von den »netten, freundlichen Leuten« und seiner »sauberen, nett eingerichteten Stube«. Die Holländer seien »gerade, aufrecht, grundanständig«. Und Hans Simon zeugte bei Ankunft etwa von der besonderen Frömmigkeit und den »blonden sauberen Kindern«, die er hier traf. Mit touristischem Interesse inventarisierte man Merkwürdigkeiten und Eigenartigkeiten (»Die Häuser sind bunt gestrichen, die Arbeitswagen sogar geschnitzt und bemalt!!«).

Doch solche scheinbar friedlichen ersten Eindrücke transportierten viele Doppelböden. Ein Land, das »keinen Krieg kannte« (Schmitz), mit »Bauern, die keine Entbehrungen kennen« (Simon), konnte gerade wegen dieser »Sauberkeit, Behaglichkeit und Gesundheit« eben auch »aufreizend behäbig und ungestört« wirken (Böll). Bölls Übergang zum eigenen Empfinden (»ich bin noch selten so wütend gewesen«) dokumentiert in einer neidischen Direktheit, die sogar die Böll-Spezialisten überrascht,⁵⁶ die Kehrseite dieses Hollandbildes. Denn die daraus abgeleitete Selbstdeutung der Soldaten rechtfertigte ihre Präsenz, ihre Funktion und ihr Eingreifen: »[D]ieses herrliche Samstagnachmittagsleben, es war wirklich Zeit, daß wir diese unverschämte Gemütlichkeit einmal unterbrechen.« So gewendet, wirkte die friedliche Welt von Ordnung und Überfluss auf einmal illegitim.

⁵⁵ Hans Simon an seine Mutter, Brief 40/112, 29.12.1940.

⁵⁶ James Reid: Nachwort. In: Böll: Briefe (s. Anm. 20), S. 1509–1621, hier 1511.

Wenn die Abgrenzung der deutschen Identität im Falle von Frankreich und vor allem Polen oder Russland in den Deutungsmustern vieler Wehrmachtsoldaten entlang den Differenzpaaren Anständigkeit/Heimtücke sowie Sauberkeit/Dreck verlief, so brachten diese Kriterien im niederländischen Fall keine Polarisierung, sondern eher Identifikation hervor.⁵⁷ Die niederländische Welt war wie die eigene deutsche anständig und sauber. Unterscheidungen hingegen wurden über die Achsen weich/stark und, von manchen Soldaten wohl mitgedacht, weiblich/männlich vorgenommen. Bis in die private Korrespondenz der Soldaten hinein erschienen die Niederlande als entbehrungslos, feminin und dekadent, selbstverständlich in Kontrast zu deutschen Selbstzuschreibungen der Kraft, Disziplin und Arbeit. Ähnliche Stereotypen sind auch aus Beschreibungen von Frankreich bekannt, wo aber die Attribute der Ordnung und Sauberkeit oft fehlen, und in der Regel noch stärker die angebliche Faulenzerei der Bevölkerung unterstrichen wird. So schrieb Hans Simon kurz vor seiner Verlegung in die Niederlande: »Schade, dass die Ernte nicht überall so gut war. Wenn es zu Haus alles auch so wachsen würde, wie hier. Hier wächst den Franzosen fast alles in den Mund.«⁵⁸ (Differenz: Faulheit/Arbeitswille)

Das Bild der reichen, dekadenten und entbehrungslosen Niederlande, eine vergessene Ecke Europas, die gleichsam jenseits des großen Geschichtsverlaufs in einer Art unehrlichen Luxusposition „ungestört« abseits gelegen habe und bürgerlich degeneriert sei, pflegte auch manch niederländischer Nazi seit den 1930er Jahren.⁵⁹ Dem deutschen Soldaten gab es bei aller angeblichen Wertschätzung und Verwandtschaft dieser Welt eine sinnvolle Aufgabe: »Butter, Kaas (Käse) und Obst gibt es im Überfluß. Aufgemöbelt werden muß das Volk. Einmal Not und Entbehrungen leiden, damit es einmal innerlich erstarkt. Es erstickt in seinem Reichtum und Wohlleben.« Hier befanden sich die institutionellen Propagandastrategien der Wehrmacht und privaten Erfahrungen der Soldaten zumindest in ihren anfänglichen Einschätzungen weitgehend im Einklang.

Die zweite These lautet, dass die scheinbar unschuldigen Berichte über das nette, saubere, friedliche Holland gerade zwischen den Zeilen häufig delegitimierend wirkten und einen starken Hegemonieanspruch transportierten.

(3) Auch wenn in solchen Deutungen die deutschen Hegemonieansprüche kaum verhüllt mitschwingen, wurden diese in den Feldpostbriefen eher selten ganz explizit ausgespielt. Schmitz' plötzlicher Fluch über »das kleine Kroppezug« und Simons Träume über »Räson mit Faust oder Waffe« sind innerhalb der jeweiligen Briefserien erhellende Ausnahmen, und sie fallen wohl kaum zufällig – dazu unten mehr – am Ende ihrer niederländischen Zeit. Üblicher als solche direkte

57 Vgl. für Polen und Frankreich Latzel: Deutsche Soldaten (s. Anm. 12), S. 43 und 47.

58 Simon an seinen Vater, Brief 40/89, 1.9.40.

59 Vgl. etwa Bas Kromhout: De Voorman. Henk Feldmeijer en de nederlandse SS. Atlas-Contact: Amsterdam 2012. Und auch weit über den nationalsozialistischen Diskurs hinaus: Barbara Henkes: Uit liefde voor het Volk. Volkskundigen op zoek naar de Nederlandse identiteit 1918-1948. Amsterdam: Athenaeum 2005.

Kraftprotzerei sind die bei Bölls Stippvisite oder in Simons längeren Berichten auftauchenden Hierarchisierungen. Nach dem Sieg von 1940 genügte aus deutscher Sicht eben eine regelmäßige Machtdemonstration, um die wenig martialischen Holländer bei der Stange zu halten. So schrieb Simon mit Blick auf den Marschzug zum Führergeburtstag 1941: »Ich freue mich schon sehr darauf den Holländern zu zeigen was preußischer Kommiß ist. So eine zackige Parade kennen die Leute hier in Eindhoven wohl nicht.«⁶⁰

Im allgemeinen aber schienen sich die meisten Wehrmachtsoldaten darüber sicher, dass sie die Niederlande entsprechend den Parolen gut behandelt und nicht brutal unterworfen hätten, und es bedurfte erst des für sie unverständlichen Widerstands der Bevölkerung, damit man später, so Schmitz, lernte, wie man sich »als Sieger im besetzten Land zu benehmen« hatte. In den Briefen von Simon wird die niederländische Stimmung sorgfältig in deutschfreundlich und deutschfeindlich aufgeteilt, wobei gerade die dahinter stehenden Erklärungsmuster (Erlebnis des Rotterdamer Bombardements, Weichheit der Bevölkerung, zu lockeres Besatzungsregime) für den deutschen Erfahrungsraum Niederlande aufschlussreich sind. Es bedurfte für den deutschen Zeitgenossen eben der besonderen Erklärung, wenn sich Niederländer ihm gegenüber ablehnend verhielten. (»Und dann konnte man aus den Gesichtern der Einwohner den Deutschenhaß lesen. Warum?«) Dass Gründe dafür in seiner uniformierten Anwesenheit selbst, in der Besatzung schlechthin, liegen könnten, kam Simon hier anscheinend nicht in den Sinn. Man könnte daraus schließen, dass ihm auch nach acht Monaten ein näheres Verständnis für niederländische Sichtweisen fehlte.

Die dritte These lautet, mit anderen Worten, dass die ganzen Begegnungen und Differenzierungen die existierenden Deutungsmuster der Soldaten kaum gefährdeten, sondern in diese eingepasst wurden. Das zeitgenössisch fehlende Bewusstsein von irgendeinem Unrecht bildet wohl den größten Unterschied zu den Memoiren und Rückblicken unserer Gegenwart.

(4) Mit der vorigen Vermutung korrespondiert der hier sich aufdrängende Befund, dass Kommentare zur politischen Entwicklung der Besatzungszeit in den vorliegenden Briefen weitgehend fehlen. Diese Diagnose ist zwar mit sehr viel Vorsicht zu genießen, denn hier berühren wir natürlich das Gebiet der Zensur, die diesen »blinden Fleck« weitgehend erklären könnte. Trotzdem: auch dort, wo Hinweise auf niederländische »Ereignisse« vorkommen, manchmal eher unterschwellig, sind diese häufig von einer fast bestürzenden Lässigkeit. Dem Amsterdamer Februarstreik 1941 – einem wahren Markstein sowohl in der niederländischen zeitgenössischen Erfahrung als auch der nachträglichen Überlieferung – widmet Hans Simon in Eindhoven lediglich einen lapidaren Hinweis: »Von

⁶⁰ Hans Simon an seine Mutter, Brief 41/15, 18.4.1941. Und darauf zurückblickend: »So ein Aufmarsch in Feindesland ist wohl das größte Wunder an Ordnung was ich sah. Ich kann Dir das eben nicht so genau beschreiben. Aber es ist gewaltig.« (Hans Simon an seine Mutter, Brief 41/17, 20.4.1940.)

den Unruhen habt ihr wohl gehört«. Eine Woche später taucht das Ereignis noch einmal auf, insofern es seinen möglichen Besuch in Amsterdam ein Ende bereitet hatte. »Nun waren in der letzten Zeit Streiks in Amsterdam. Sonst wäre ich mal am Sonntag hinübergefahren, wo wir so gute Bahnverbindungen nach dorthin haben [...] Ganz fabelhaft schnelle elektrische Züge verkehren nach dorthin.«⁶¹ Expliziter waren da zwei Jahre später schon die oben zitierten Sätze von Rudolf Schmitz, der das harte Eingreifen der Besatzungsmacht beim zweiten großen Streik im Mai 1943 deutlich guthieß: »Endlich lernen wir, wie [...] wir allein die Unverschämtheiten und offenen Gehässigkeiten der Bevölkerung zu entgegnen haben.« Dennoch waren die drei Sätze, die er – gemäß der Auswahl seiner Tochter – dem Geschehen an seinem Einsatzort widmete, verschwindend gering gegenüber seinem Mitfiebern mit dem allgemeinen Kriegsverlauf und der Ostfront.

Was in den Briefen ebenfalls fehlt, sind auch nur die geringsten Hinweise auf die Judenverfolgung in den Niederlanden.⁶² Die Berichte reproduzieren gelegentlich nationalsozialistische Stereotypen (Schmitz) oder berichten vom Film »Jud Süß« im Wehrmachtskino (Simon: »Manchmal wird die Handlung ein bißchen brutal. Für Muttichen wär das bestimmt nichts«⁶³). Als Simon im Mai 1941 doch noch nach Amsterdam fuhr, absolvierte er das touristische Standardprogramm von Grachtenrundfahrt, Rathaus und Diamantenschleifereien, inklusive antisemitischer Kommentare: »Das Ghetto mit dem Flohmarkt erregte unsere Heiterkeit.« Auf diese eher stereotype Amsterdam-Vorstellung wurden die Soldaten von Tornisterschriften und Reiseführern schon von vornherein eingeschworen. Das, was er in Amsterdam zu sehen bekam, bestätigte diese Imaginationen und Simon reproduzierte sie floskelhaft in seinen Berichten nach Rostock.

Auffälliger aber, und näherer Erforschung wert, scheint mir die starke Präsenz des bombardierten Rotterdam in Briefen und Nachlässen von deutschen Besatzungssoldaten zu sein. Zwar kann man sich hier nur auf Böll berufen, sowie auf das Fotoalbum von Simon⁶⁴, doch die These scheint darüber hinaus tragfähig: Die zerstörte Innenstadt machte auf viele Soldaten einen tiefen Eindruck. In ihren Interpretationen bezog sich die Zerstörung nicht auf die Soldaten selbst oder auf die Art der deutschen Kriegsführung – eher als die Luftwaffe war hier der anonyme Krieg am Wirken gewesen: »Der Krieg ist das verkörperte Entsetzen«. Ebenso wenig aber schienen Soldaten wie Böll den Ort, wie man möglicherweise erwarten könnte, mit einer Art technikfaszinierten Stolz über die Schlagkraft der deutschen Wehrmacht zu lesen, oder über die gelungene Unterwerfung des »kleinen Kroppezugs«. Allem Anschein nach waren die Soldaten in einem vergleichbaren Maße von der Zerstörung überrascht und beeindruckt wie die niederländische Bevölkerung auch.⁶⁵ Die Folgen eines solchen Bombardements hatten sie

61 Hans Simon an seine Mutter, Brief 41/7, 28.2.41, sowie Brief 41/8, 6.3.41.

62 Schmitz-Köster: *Der Krieg meines Vaters* (s. Anm. 40), S. 287.

63 Hans Simon an seinem Vater, Brief 41/18, 24.4.41.

64 Fotoalbum Simon: Museum für Post und Kommunikation Berlin, Inv. Nr. 3.2002.1288.

65 Vgl. Christoph Strupp: *Stadt ohne Herz. Rotterdam und die Erinnerung an den*

in der überwiegenden Zahl ebensowenig wie die Niederländer persönlich einmal erlebt – und zumindest dem doch sprachgewandten Böll verschlägt es angesichts dieses »Anblicks« die Sprache. »Wirklich grauenhaft zerstört«; »heller Wahnsinn«; nach drei Versuchen vertagt der angetrunkene Schreiber die Berichterstattung: »über Rotterdam will ich doch lieber einmal mündlich berichten, ich bin jetzt zu müde, um die richtigen Worte zu finden.«⁶⁶

Auch später in der Besatzungszeit sahen viele deutsche Soldaten die Zerstörungen in Rotterdam. Es gab wie für viele andere niederländische Ortschaften auch mehr oder weniger organisierte ›touristische‹ Ausflüge dorthin, und man »knipste« und filmte fleißig die Ruinen – auch Hans Simon klebte wie viele seiner Kameraden Bilder des zerstörten Rotterdam in sein Fotoalbum. So lässt sich Rotterdam als ein bedeutungsschwangerer Ort in der deutschen Topographie der besetzten Niederlande lesen, und es wäre eine nähere Untersuchung wert, ob und wie sich der deutsche Erfahrungsort Rotterdam im Laufe des Krieges wandelte.⁶⁷ Schließlich wurden die Städte der Heimat zunehmend selbst von Bomben heimgesucht – und das ist ein Thema, das ab 1942 die Front-Heimat-Korrespondenz sehr stark prägt, mit allen seinen aus heutiger Sicht verqueren Assoziierungen. (So schrieb etwa Mutter Schmitz im April 1943 aus Köln an ihren Sohn in Holland: »Mit den Luftangriffen wird es [...] immer entsetzlicher. Das ist doch kein Krieg mehr. Die rotten ja tatsächlich die Menschen aus.«⁶⁸)

Insgesamt bleiben nach einer ersten Sichtung der Feldpostbriefe die aus niederländischer Sicht dominanten Ereignisse der Besatzungszeit völlig sekundär. Die Soldaten verfolgten das Kriegsgeschehen von anderen Orientierungsrahmen her. Den Rhythmus ihrer Berichterstattungen gaben, wenn sie schon über die eigene Kaserne hinauskamen, eher die Erfolge oder Misserfolge in Afrika oder Griechenland vor, wie später die Ostfront und der Bombenkrieg. Die vierte These lautet somit: Was vor ihren Augen und durch ihr Wirken in den Niederlanden geschah, wurde auf den ›Mental Maps‹ der Soldaten oft kaum verzeichnet.

(5) Schließlich ist ein Motiv zu nennen, das in den hier vorgestellten Fragmenten in Ansätzen zutage tritt: schleichende Enttäuschung. Zumindest Simon und Schmitz mussten ihre Erwartungen und anfängliche Begeisterung über die Niederlande nach ersten eigenen Erfahrungen erheblich differenzieren. Und auch Böll hatte offenbar nicht erwartet, dass ihm, dem feindlichen Soldaten, holländische Jugendliche »durch höhnische Gesten einen kühlen und nassen Tod« wünschen würden.

Für die gesamte Besatzungszeit gilt, dass sie in ihren Anfangsmonaten oft wie ein deutsch-niederländischer »Honeymoon« vorgestellt wurde, der erst in der

deutschen Luftangriff vom 14. Mai 1940, in: Jörg Arnold/Dietmar Süß/Malte Thießen (Hg.): Luftkrieg. Erinnerungen in Deutschland und Europa. Göttingen: Wallstein, S. 27–49.

66 Böll: Briefe (s. Anm. 20), S. 92 (Frankreich, den 5.8.1940).

67 Vgl. den Beitrag von Christine Gundermann in diesem Band.

68 Schmitz-Köster: Der Krieg meines Vaters (s. Anm. 40), S. 279 (Brief vom 6.4.43).

zweiten Hälfte der Besatzungszeit auf Unzufriedenheit, Gewalt und Konfrontation hinauslief.⁶⁹ Die hier vorgestellten Briefserien legen die Hypothese nahe, dass eine solche Erzählform des Abstiegs, jeweils mit eigenen, verschobenen Periodisierungen, auch auf privater Ebene die Interpretationen mancher Soldaten strukturierte. Die Berichterstattungen von Simon und Schmitz lassen jeweils für 1940/1941 beziehungsweise 1942/1943 solche Enttäuschungsmuster deutlich erkennen. Gewiss, Simon wollte einfach wieder an die Front und eine für ihn sinnvolle Aufgabe erfüllen, und Schmitz' Ungeduld über die Frühlingstreiks 1943 korrespondiert mit dem übergreifenden Kriegsverlauf, der aus deutscher Sicht eben keine Erfolgsgeschichte blieb. In diesem Sinne sind Abstiegs- und Verlustgeschichten als »diachrone Ereignisstrukturen«⁷⁰ eher die Regel als die Ausnahme. Doch darüber hinaus lassen sich eben auch in der Interpretation der Niederlande schleichende Verschiebungen erkennen, denen man möglicherweise mit dem Enttäuschungsbegriff näher kommen und die man fruchtbar an die anfänglichen Erwartungsmuster koppeln könnte. »So ganz rosig, wie es im ersten Augenblick schien, sind sie [die Holländer] doch nicht deutschfreundlich«, schrieb Simon nach einigen Tagen nach Hause, und sogar die Sprache war schwieriger, »als es auf dem ersten Blick erschien«. Im südlichen Eindhoven vermisste er dann auch einiges: »Nur eins enttäuscht mich. Von den zurückhaltenden holländischen Mädchen und der Religiosität ist nicht viel nach hier.« (Die Sorge äußert er freilich gegenüber seiner Mutter.)⁷¹ Bei Schmitz verlief der Bogen innerhalb von drei Monaten vom anfänglichen »Aber sonst gefällt mir der Menschenschlag besser als der Norweger« zum »Hier werde ich wohl nie warm werden«. Die niederländische Wirklichkeit, so lautet die fünfte These, war nach einer Reihe von Erfahrungen und Begegnungen auch für einzelne Wehrmachtssoldaten anscheinend doch rasch widerspenstiger als die überzogene Erwartungshaltung nahelegte.

Beide Soldaten, der eine erfahrener Frontkämpfer, der andere ein frustrierter aber pflichterfüllter Militär, hatten die Niederlande nach einigen Monaten satt. Sicher ging es hier um einen ruhigen Einsatzort, mit guter Versorgung, und eine nach deutschen Maßstäben friedliche Lage. Was für nahezu alle auf diese Zeit zurückblickenden Wehrmachtssoldaten klare Vorzüge waren, konnte sich aber in der zeitgenössischen Erfahrung ambitionierter Soldaten wie Schmitz und Simon auf Dauer leicht in klare Nachteile verwandeln, die ihre Spuren in der Korrespondenz deutlich zurücklassen. »Und wir sitzen noch immer hier in Holland«, seufzte Simon im April 1941, und Schmitz im September 1943: »Womit habe ich verdient, auf so traurigem Posten stehen zu müssen.«

69 Werner Warmbrunn: *The Dutch under German Occupation 1940-1945*, Stanford: Stanford University Press 1963, S. 11.

70 So Latzel, nach Reinhard Koselleck - Latzel: *Deutsche Soldaten* (s. Anm. 12), S. 86.

71 Hans Simon an seine Mutter, Brief 40/106, 16.11.40.

6. Schluss

Befunde wie diese Enttäuschungen und Sehnsüchte bergen zumindest das Potenzial, die Vorstellungen von Wehrmachtsoldaten als naive Urlaubsfahrer erheblich zu korrigieren. Auch wenn man die hier formulierten Thesen nicht überstrapazieren soll – dafür ist der analysierte Fundus vorerst zu schmal –, hat die Untersuchung doch den Wert soldatischer ›Ego-Dokumente‹ für die Erforschung der Erfahrungswelt der Wehrmacht in den Niederlanden vorgeführt. Gerade in den expliziten wie unterschweligen Legitimationsstrategien des eigenen Einsatzes unterscheidet sich die zeitgenössische Erfahrung von den zurückblickenden, das Gesamtgeschehen von seinem Ende her überblickende Erinnerungen ehemaliger Besatzungssoldaten.